BOSTON UNIVERSITY
LIBRARIES

Graduate School
African Studies

C. Mahlknecht gest. in Stahl. Wien.

Sultan Muley Abderrhaman.

Marokko

in seinen

geographischen, historischen, religiösen, politischen, militärischen und gesellschaftlichen Zuständen.

Nach

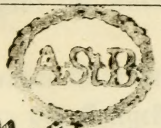
eigener Anschauung

geschildert

von

Freiherrn von Augustin.

Mit Muley Abderrhaman's Bildniß, der Ansicht von Tanger und von Mequinez.



Pesth 1845.

Verlag von C. A. Hartleben.

Gedruckt bei A. Strauß sel. Witwe & Sommer.

DT
314
E45

Vorwort.

Die Blicke der ganzen gebildeten Welt richten sich gegenwärtig auf die Nordküste Afrika's, wo die Feuerschlünde eines civilisirten Volkes mit erschütternder Gewalt gegen die Thore der Barbarei donnerten; ein schon in grauer Vorzeit gewaltiges, der ganzen Erde in Kunst und Wissenschaft vorleuchtendes Volk liegt dort, durch irregeleitete, politische Antipathien und die Schwärmerei der letzten Ritter aus Europa vertrieben, in geistiger Versunkenheit darnieder und wartet auf die große Hand, durch die es entweder verdrängt oder zum neuen Dasein erweckt werden soll.

Nicht minder das Land selbst voll außerordentlicher Erscheinungen, einst so blühend, nun so wüst; so reich und doch so arm; bewohnt von Menschen, die so voll wilden Muthes und doch Sclaven: dies Alles schien eine würdige Aufgabe für einen denkenden und geübten Beobachter.

In den folgenden Blättern hat es ein solcher, gleich gewandt in Sachen des Krieges wie des Friedens, versucht, die Zustände Marokko's, wie er sie durch eigene Anschauung kennen lernte, unparteiisch und freimüthig

zu schildern, und die Verlagshandlung glaubt mit dieser Schilderung dem Lesepublikum eine um so willkommenere Gabe zu bieten, als der Autor nicht nur Militär und Politiker, sondern auch zugleich ein tüchtiger Literator ist, dessen Beschreibungen oft einen wundervoll poetischen Eindruck hervorbringen.

Pesth, im October 1844.

Der Verleger.

I.

Anblick der Meerenge von Gibraltar. Die Mauren einst und jetzt. Reste maurischer Größe in den Barbaresken. Marokko's Beschaffenheit. Europa's Recht auf die Civilisation der Raubstaaten.

Es gewährt einen großartigen, erhebenden Anblick, wenn man gegen Westen segelnd die Meerenge von Gibraltar erreicht. Das durch die unabsehbare Fläche des Mittelmeeres ermüdete Auge ruht entzückt an den herrlich geformten Küstengebirgen der beiden Welttheile, welche nun immer näher zusammenrücken, sich immer deutlicher gestalten und endlich die Wogen des Meeres zu einem wenige Seemeilen breiten Strome einengen, welcher mit mächtiger Gewalt und brausend mit wechselndem Zuge die Gewässer der Atlantis an der Nordküste Afrika's hereinsendet, um sie nach einer ungeheuern Rundreise durchs ganze Mittelmeer an der Südküste Europa's wieder hinauszutreiben.

Rechts erheben sich die schroffen, zackigen Gebirgszüge Andalusiens, ihre Felsenhäupter kühn in den tiefblauen Äther streckend, während ihre bewaldeten Abhänge und ihre von der Seeluft erfrischten, mit Weinbergen und Saatfeldern bedeckten Küstenstreifen durch unzählige Ortschaften und einzelne Gehöfte freundlich geschmückt sind. Vor ihnen aber, weit in die bewegten Wellen des Meeres hinein, reckt, als riesiger Wächter, der Felsen von Gibraltar seine grauen Massen empor, mit trotzigen Blicken umherschauend auf seine Umgebung, im stolzen Bewußtsein seiner unbezwingbaren Kräfte. Und mit Trotz gähnen von seinen Wällen herab die Mündungen zahlloser Feuerschlünde, Verderben drohend Jedem, der sich ihnen unberufen zu nahen wagt; und mit Trotz bläht sich auf riesigem Maste Englands mächtiges Banner.

Links aber zieht sich in fast eben so großartigen Formen die Küste Marokko's hin, überragt von dem hohen Affengebirg (monte simia), der zweiten Säule des Herkules, blühend und grünend zwar, jedoch verödet und traurig, nur selten durch Wohnplätze der Menschen geschmückt, und diese selbst aus der großen Entfernung schon die deutlichen Zeichen ihres elenden Zustandes gebend.

So sind sich hier zwei Welttheile so nahe gerückt, daß selbst der Schall einer abgeschossenen Kanone deutlich von dem Einen zum Andern zu dringen vermag, und doch, welche ungeheure Kluft dehnt sich zwischen Beiden aus — eine Kluft, welche das Licht der Gesittung bis jetzt noch nicht zu überschreiten vermochte! Auf der einen Seite der Mensch mit aller Kraft seines Geistes, mühevoll selbst mit Aufopferung seines besten Herzblutes nach einer höheren Stufe hinanklimmend — auf der andern aber, theils stillstehend in erbärmlicher Unthätigkeit auf dem Standpuncte, den er bereits vor Hunderten von Jahren eingenommen, theils aber sogar im langsamen Zurückziehen begriffen von der mühsam errungenen Höhe, die er einst eingenommen, und bald wieder auf dem Puncte angelangt, wo sich seine, kaum der Thierheit entwundenen Brüder befinden! —

Was waren die Mauren einst, als ihr Feldherr Tarrik mit einem Häuflein entschlossener Krieger die Meerenge durchschiffte, am Vorgebirge Calpe landete, dem dahin schwindenden Gothenreiche den ersten Schlag versetzte und nachdem er daselbst die Stadt Heraklea zerstört, siegestrunken und mit reicher Beute beladen in sein Vaterland zurückkehrte, um es aufzufordern ihm auf der so glücklich betretenen Bahn zu folgen! Was waren sie, als derselbe Tarrik schon im nächstfolgenden Jahre abermals an dem nun von ihm benannten Felsen (**Gibel al Tarik**, Berg des Tarrik, woraus der spätere Sprachgebrauch Gibraltar formte) landete, dort seine Schiffe verbrannte, um seinen **17,000** Kriegern jede Möglichkeit der Rückkehr abzuschneiden, und heldenmüthig vorwärtsdringend mit diesem schwachen Heere die **90,000** Gothen in den Ebenen von **Xeres de la Frontera** der-

maßen auf's Haupt schlug, daß er ihrem Reiche damit ein Ende machte und binnen zwei Jahren der größte Theil der pyrenäischen Halbinsel im Besitze seines Volkes war! Was waren sie, als sie dieses Land über **700** Jahre bewohnten, es mit den schönsten Blüthen einer höheren Cultur schmückten, während ein großer Theil Europa's, ja man kann sagen der größte Theil, noch unter dem Joche der durch die Völkerwanderungen hereingedrungenen Barbarei schmachtete! Damals waren sie ein frisches, lebenskräftiges Volk, voll Thatenlust und Drang nach den höchsten Stufen, auf welche sich der Mensch zu stellen vermag. Damals blühten Künste und Wissenschaften unter ihnen und drangen von ihnen aus wie leuchtende Strahlen eines lebenspendenden Gestirnes zu den übrigen Völkern Europa's. Damals keimte hier die Blume der Ritterlichkeit, der feineren Sitte, der Begeisterung für das Schöne und Gute, der Poesie im herrlichsten Farbenglanze und verbreitete ihr mildes, wohlthätiges Licht weit über die Gränzen ihres Reiches. Von allen Seiten strömten Wißbegierige aller Nationen, aller Religionen herbei, um sich an diesem freundlichen Lichte zu erwärmen, und einen Strahl davon in ihre ferne kalte Heimath zu tragen. Damals war der Name Maure eng verbunden mit den Begriffen der Tapferkeit und jeder kriegerischen Tugend — und jetzt, was ist aus diesem mächtigen, hochgebildeten Volke geworden! Ist's nicht als wenn der schmale Wasserstreif, der es von dem durch seine Väter bewohnten Lande trennt, es plötzlich von Allem getrennt hätte, was es einst so hoch gestellt hat — als wenn mit dem ersten Schritte auf den Boden des so nahe liegenden Welttheils jedes feinere Gefühl aus seiner Brust gerissen worden, die schöne, erhebende Begeisterung entflohen, die Kraft des Körpers und des Geistes erschlafft wäre? Was sind die Mauren jetzt? Geht hin in das Reich Marokko, und mit dem ersten Schritt ans Land habt Ihr die Antwort deutlich vor Euch liegen. Überall noch dieselben Gestalten und Gesichtszüge, wie sie uns die Geschichte von den Mauren in Spanien beschreibt, überall noch die Denkmale der von Europa her-

übergebrachten Cultur. Aber in den Gestalten zeigt sich kein stolzes Selbstbewußtsein und in den Gesichtszügen leset Ihr nur Erschlaffung und erbärmliche Leidenschaft — aber die Denkmale der Cultur sind längst verfallen und nur in ihren Trümmern erkennt Ihr, was sie einst gewesen. Träge und keines höheren Geistesschwunges fähig, schleicht der einstige Eroberer Hispaniens, der Vertilger eines mächtigen Volkes zwischen den Denkmalen seiner Größe umher oder fröhnt in feiger Ruhe der niedersten Leidenschaft, und die einzige Triebfeder, die ihn noch manchmal aus seiner Lethargie emporreißt, ist die Habsucht und der Haß gegen die Christen, die ihn aus seinem Paradiese vertrieben haben, das er wohl noch zu beweinen aber nimmer zu gewinnen wagt. Und selbst dieser Haß würde sich nie thätlich äußern, wenn ihn nicht die Habsucht dazu aufstachelte. So aber rüstet sich der Maure ein elendes Fahrzeug aus und raubt, wo er kann und wo er es wagt, und glaubt sich damit zugleich zu rächen an jenen, die er haßt. So dies einst große Volk *jetzt*! —

Religionsschwärmerei, Eroberungssucht, von Generation auf Generation vererbter Haß hat die Mauren aus Europa zurückgeschleudert in die Länder eines andern Welttheils, welche ihre Vorältern bewohnten. Das fleißige thatkräftige Volk mußte jenen herrlich entwickelten durch regen Kunstfleiß zur schönsten Blüthe gebrachten Erdstrich, der ihm seit Jahrhunderten eine liebe Heimath geworden, verlassen, Alles verlassen, was ihm die Zeit und Erinnerung theuer gemacht, und hinüberwandern zu den verödeten Küsten Afrika's, wo es den harten Kampf mit der Natur von Neuem bestehen sollte, den es in Spanien so siegreich durchgekämpft. Doch die Vorfechter in diesem Kampfe waren durch's Christenschwert gefallen — Führerlos, in seinem innersten Kerne verletzt, betrat das Maurenvolk seine neuen Wohnsitze, wo ihm statt der üppigen Cultur des verlorenen Heimathlandes nur von der heißen Sonne verbrannte Steppen, wüste Gebirgszüge und Alles verheerende, schrankenlos dahinziehende Ströme entgegen blickten. Mit gebrochener Kraft, alles dessen beraubt, was es

über andere Völker erhob, angefeindet, beneidet durch die wilden Bewohner jener Steppen, denen es ein unwillkommener Gast war, verlor es den Muth sich neuerdings aufzuschwingen und sank also immer tiefer und tiefer, bis es dahin gelangte, wo wir es jetzt sehen, als ein entartetes Geschlecht, dem die Zeit nichts gelassen als die Sage von dem Ruhme und Glücke seiner edlen Vorfahren.

Die christlichen Völker glaubten damit ein großes Werk gethan zu haben, daß sie diese Kinder eines verhaßten Glaubens aus dem westlichsten Endpunkte Europa's, auf welches sie ein ausschließendes Recht zu haben meinten, verdrängten; aber den Erdstrich, den sie damit gewannen und den sie nicht auf jener Höhe zu erhalten vermochten, auf welcher sie ihn fanden, verloren sie im äußersten Osten durch ein anderes Volk desselben verhaßten Glaubens, welches aber nicht mit dem Drange zu bauen und zu verbessern kam, sondern zu zerstören, das Gute und Schöne was es fand, für lange Jahrhunderte zu vernichten, und eine furchtbare Geißel zu werden für die Völker des Kreuzes, der sich diese nur durch Millionen Menschenopfer und durch den schmählichsten Tribut zu entziehen vermochten, indem sie jeden Augenblick gewärtig sein mußten, trotz all den ungeheuern Opfern eine blutige Beute der wilden, keiner Cultur fähigen Gäste zu werden.

Die christlichen Völker stimmten Jubelpsalmen an über die Vertreibung der Mauren aus Spanien, und sahen mit Lust, wie dies edle Volk in ein erbärmliches Nichts versank — allein wie groß und mächtig es einst war, zeigt schon, daß sein Name ein Popanz blieb, der selbst unter seinen Besiegern und Vernichtern Schrecken verbreitete. Die elenden Seeräubereien, welche der afrikanische Küstenbewohner trieb, und welche die einzige erbärmliche Rache waren, die er an seinen Unterdrückern übte, waren genug, um diese in immerwährender banger Sorge zu erhalten, ja sie sogar bis zu der Demüthigung zu bewegen, sich durch Gold die so leicht zu erringende Ruhe und Sicherheit zu erkaufen. Dazu kamen noch einige unglückliche oder unklug veranstaltete und daher mißglückte Angriffe auf die afrikanischen Küstenstaaten, um

Europa zittern zu machen, wo es doch nur eines kräftig und sicher geführten Schwertstreiches bedurft hätte, um sich sicher zu stellen. — Freilich durfte ein solcher Schwertstreich nicht vereinzelt, nicht auf einen kleinen Punct des unregelmäßig wildbewegten Körpers geführt werden, wollte man ein günstiges und schnellerfolgendes Resultat erzielen. Wäre mit dem Angriffe der Franzosen auf Algier zugleich ein eben so unerwarteter und kräftiger auf Tunis und Marokko geschehen, wie so ganz anders würde es auf der Nordküste von Afrika seit langen 14 Jahren aussehen! Zwar würden die Kämpfe mit den wilden, fanatischen Völkern des Innern auch dann bis jetzt noch nicht aufgehört haben und noch lange nicht, vielleicht niemals aufhören; allein die Flanken hätten kräftige Stützpuncte und schwebten nicht in der Luft, wie es jetzt mit Algier der Fall ist. Aber leider sind Neid und Eifersüchteleien immer das Hinderniß solcher kräftiger Maßregeln, die doch in ihrer Folge selbst für Jene unberechenbare Vortheile brächten, welche dadurch nicht selbst an Ländern bereichert werden.

Die Völker des kleinen, mit Menschen überfüllten Europa's vergeudeten so oft ihr Blut und ihre Kräfte um kleinlicher Interessen wegen, um den Besitz einer elenden Hufe Landes — sie senden Colonien hinaus in die fernsten Welttheile, wo der Mensch mit einem ihm gänzlich ungewohnten Klima, mit allen Schrecknissen einer ihm fremden Natur zu kämpfen hat, und hier, nur wenige Seemeilen von der Erde die sie erzeugt, liegen ihnen die herrlichsten Landstriche, strotzend von üppigen Keimen, die nur darauf warten, daß sie erweckt werden, zur Benützung bereitet.

Ich kenne nur einen Theil Marokko's. Welch ein herrliches, culturfähiges Land! Ein durch die darüber wegstreichenden Seelüfte, durch hohe Gebirgszüge gegen Süden gemildertes Klima, ein fruchtbarer Boden, der selbst jetzt, wo für seine Bearbeitung so viel als nichts geschieht, alle für den Menschen und die Hausthiere nothwendigen Producte im reichsten Überflusse bietet; Gebirge welche einen Schatz aller Metalle und Salze bewahren

Flüsse, welche weite Länderstrecken durchziehen und mit ihrem Wasserreichthume in der nassen Jahreszeit bei gehöriger Reglung und Benützung auch für die heißen, trockenen Monate überflüssigen Vorrath für lebende Geschöpfe und die Erde böten; herrliche, günstig gelegene Buchten und Baien sowohl an den Küsten des Mittelmeeres als an jenen des großen Oceans, welche zu sicheren Häfen leicht umgestaltet und somit die Wiege eines ausgebreiteten, völkerverbindenden und beglückenden Handels werden könnten — diese und noch hundert andere Vortheile bietet Marokko im reichsten Maaße, und dennoch liegt es öde und brach da bis auf wenige Fleckchen Landes, wo sich wie auf einer Oase in der Wüste ein rohes, entartetes Volk herumtreibt, welchem seit seiner Einwanderung aus dem fernen Osten, seit seiner Vertreibung aus dem durch seine damalige Thatkraft so hochgestellten Westen Europa's das Bedürfniß fremd blieb, sich auf eine höhere Stufe der Cultur zu schwingen.

Was wartet man erst auf zufällige Beleidigungen, welche übrigens von einem so niedrig stehenden Volke nie ausbleiben können, insofern man wirklich als Beleidigung ansehen darf, was angeborene, später durch keine moralische Leitung gemilderte Rohheit und der grasseste Unverstand verschuldete, um sich ein Recht herauszuklügeln diese Länder in andere Verhältnisse zu versetzen! Das Recht liegt darin, ein Volk, welches in der Gesittung und wahren Geistesbildung nicht Schritt halten will mit seinen Nachbarvölkern, und somit auf das Vorwärtsschreiten dieser beirrend wirkt, dazu zu zwingen, und es damit seinem Glücke näher zu führen — es zu zwingen, den Erdstrich, auf welchen es das Schicksal verpflanzte, vernünftig und seiner Bestimmung als Gottes edelstes Geschöpf gemäß, zu benützen, und nicht durch seine Trägheit und Geistesrohheit in eine Wüste zu verwandeln. Man verstehe mich recht! Ich will nicht als Eroberer auftreten — ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß irgend ein Volk das Recht habe einem anderen, welches das Gute auf einem ihm besser und seinen Verhältnissen anpassender

scheinenden Wege zu erreichen strebt, seine selbstergriffenen Maßregeln aufzuzwingen. Wenn aber dieses gar keinen Weg einschlägt, sondern in regelloser, wilder Ungebundenheit umherschwankt, und nur wie das Thier des Waldes den momentanen Eingebungen seiner Begierden fröhnt — wenn es nicht nur Alles von sich stößt, was ihm selbst und seinen Nachbarbrüdern nützlich werden kann, sondern auf diese Letzteren sogar den schädlichsten Einfluß ausübt — dann scheint mir Jedem das Recht gegeben, sich diesem, der Menschennatur so unwürdigen Treiben zu widersetzen und es im Guten oder, wo es nöthig ist, mit Gewalt auf eine vernünftige Bahn zu leiten! —

II.

Geographische Lage von Marokko. Gebirge. Ströme. Geologische Verhältnisse. Klima. Vegetation. Die wichtigsten Baumgattungen. Das Thierreich. Näheres über das Chamäleon.

Das Kaiserthum Marokko besteht aus den drei Reichen Marokko (in der Landessprache **Maruéksch**), Fez (sprich Feß) und Tafilet, welche einen zusammenhängenden Körper bilden, den im Norden das Mittelmeer, im Westen der atlantische Ocean, im Osten Algier und im Süden größtentheils die große Wüste Sahara begränzen. Er erstreckt sich vom Cap Nun bis zum Cap Spartel, ungefähr vom **29.** bis **36.** Grad nördlicher Breite, in einer Ausdehnung von **107** deutschen Meilen, und von Ras Cantin bis Fesghelmes, vom **7.** bis **16.** Grad geographischer Länge, in einer Ausdehnung von ungefähr **180** deutschen Meilen.

Der größte Theil dieses Reiches ist gebirgig. Das große und kleine Atlasgebirge durchzieht es in zwei ungeheuern Reihen. Das Erstere zieht sich zuerst zwischen Marokko und Tafilet in bedeutender Erhebung, theilweise über der Schnee-

linie, gegen Norden, später aber zwischen Feß und Tafilet gegen Osten hin — das Letztere hingegen, in minderer Erhebung, oft sogar blos zu einer zusammenhängenden Reihe von Hügeln herabsinkend, begleitet den großen Atlas im Norden und bleibt immer der Meeresküste ziemlich nahe. Beide zusammenhängende Gebirgszüge senden zahlreiche Zweige bis an das Meer und bilden dort schroffe Cap's und tiefe Buchten, welche, vor den Stürmen geschützt, zu trefflichen Häfen benützt werden könnten.

Zwischen diesen Gebirgszweigen findet man fruchtbare Thäler und gegen die Küste zu kleine Ebenen, welche von den zahlreichen Strömen bewässert werden, die meist als reißende Torrenten von den Höhen herabstürzen und nicht selten eine sehr bedeutende Strecke durcheilen. Die kleineren dieser Flüsse trocknen wohl während der heißen Jahreszeit aus und lassen nichts als ihr versandetes, oft eine ungeheure Breite zeigendes Bett zurück, aber in den größeren findet man auch im Sommer, welcher hier zu Lande schon im April mit seiner vollsten Hitze beginnt und erst im November sein Ende erreicht, noch Wasser, und um diese reiht sich nun natürlich die üppigste Vegetation. Solche bedeutende Flüsse sind im Nordwesten des Reiches der Lucos, welcher bei Alkasir vorbeifließt und bei El Araisch in den Ocean stürzt; dann der Sebu (Sbu), der aus dem Zusammenflusse mehrerer kleinerer Flüsse entsteht, von denen einer bei der Hauptstadt Feß und ein anderer, unter dem Namen Enkuez, bei der bedeutenden Stadt und Residenz des Sultans, Mequinez vorüberströmt. Und so sind noch der Burargog, der Omirahbih, Tancist, Taflot, Ziz, Ghir u. s. w. deren Beschreibung ich mich enthalte, weil die Angaben darüber zu unbestimmt und mitunter wohl auch ganz irrig sind. Nur so viel, daß alle vom großen Atlas gegen Süden durch das Reich Tafilet ziehenden Flüsse sich entweder in große Seen ergießen oder in dem Sand der ewigen Wüste versiegen sollen. —

Der Hauptbestandtheil des Atlasgebirges ist Kalkstein, jedoch findet sich auch Granit und andere minder vorherrschende

Steinarten. An Metallen soll es einen großen Reichthum enthalten, und zur Zeit der Römer beutete man nebst Eisen, Blei und Kupfererzen auch Gold und Silber aus. Auch Salz findet sich im Überflusse. Aber all dieser Reichthum liegt todt da, oder wird so unvollkommen aufgesucht und benützt, daß es kaum der Rede werth ist. Was ließe sich da von einem betriebsamen, geist- und thatkräftigen Volke gewinnen! Die tieferen Regionen des Landes bestehen fast durchgehends aus fruchtbarem Boden, und was dieser zu bieten vermag, zeigte sich unter der Herrschaft der Römer, wo der Ackerbau in der höchsten Blüthe stand. Nur selten kommen, wenigstens in jenem Theile Marokko's der mir bekannt ist, sandige Strecken vor, und selbst diese wären der Cultur fähig.

Das Klima kann man in Marokko als ein gemäßigtes annehmen, jedoch wird es in den verschiedenen Theilen des Reiches durch die Lage und die Beschaffenheit des Bodens bedingt. Im Norden und Westen der erfrischenden Seeluft ausgesetzt, erreicht das Land niemals die unerträgliche, für den Nichteinheimischen so gefährliche Hitze, und weiter im Innern wird diese wieder durch die hohen Gebirge bedeutend gemildert. Der heißeste Landstrich mag wohl jener Theil von Tafilet sein, welcher an die Wüste Sahara gränzt und durch den Atlas vor den kühlenden Nord- und Westwinden geschützt wird. Hier ist das wahre Land der Südfrüchte — von hier kommen die besten Datteln. Jedenfalls ist im Hochsommer die Hitze selbst in den der Seeluft ausgesetzten Gegenden noch immer groß genug, wie die breiten und tiefen Spalten zeigen, mit welchen noch im Monate Oktober die Erde durchrissen ist. Gewöhnlich fällt den ganzen Sommer hindurch kein Tröpfchen Regen vom Himmel, welcher in unwandelbarer Klarheit wie ein dunkelblaues Tuch herabsieht. Allein auch dies würde sich wohlthätig ändern, wenn das Land gehörig bebaut und der Baumwuchs cultivirt würde. —

Das Land ist, insofern es sich von den Flüssen und bewohnten Örtern entfernt, durchaus baumlos und zeigt während der

heißern Jahreszeit beinahe keine Vegetation. Alles liegt verbrannt da, in einen monotonen gelben Schimmer getaucht. Nur die Fächerpalme wuchert mit ihren harten, spitzen Blättern auf unabsehbaren Strecken, erhebt sich aber selten mehr als zu ganz niederem Gestrüppe. Ganz anders sieht es an den Flußufern und um die bewohnten Orte aus. Da stehen die Cerealien in voller Üppigkeit und um die Öhl-, Feigen- und Orangen-Bäume schlingt sich ungepflegt die Rebe mit armdicken Ranken empor und trägt Trauben von einer so ungeheuern Größe, daß man sich dabei unwillkürlich an das Land Kanaan erinnert. Thurmhohe Dattelpalmen strecken einzeln oder in malerischen Gruppen zwischen den Gärten und meist neben den Moscheen ihre prachtvollen Kronen empor — Oleander mit seinen rosigen Blüthen bedeckt dicht, wie bei uns das Weidengestrüppe, die Ufer der Bäche — Aloen und indische Feigen (cactus opuntia) bilden undurchdringliche Hecken und ziehen sich in riesiger Größe, die Ersteren mit ihren baumhohen Blüthenstängeln, wie ein dichter Wald an den Bergabhängen hin. Jasmin und Rosen, Myrthe und Lorbeer wachsen ohne Pflege, wo sie eben der Zufall hervorrief.

Wälder sieht man nur an der Nordküste. Da sind aber die Hügel dicht mit Korkeichen und dem sonderbaren Gummistrauche bedeckt. Man sieht hier selbst in der heißesten Jahreszeit ein angenehmes Grün, erhalten durch die erfrischenden und thaubringenden Seelüfte, was den Augen, besonders wenn man längere Zeit die dürren Küstengebirge Spaniens vor sich hatte, unendlich wohlthut.

Fällt nun im Herbste der erste Regen — und gewöhnlich geschieht dies plötzlich im reichlichsten Maaße — da ist dann aber auch das übrige so dürr und verbrannt daliegende Land oft über *eine* Nacht ganz verändert. Überall sprossen Lilien, Narzissen und andere Frühlingsgewächse unserer Zone hervor, und der Boden bedeckt sich mit dem üppigsten Pflanzenwuchse. Und dies soll noch in einem weit höheren Grade statt finden, wenn die Regenzeit, welche hier die Stelle des Winters vertritt, im Mo-

nate Februar oder höchstens im März ihr Ende erreicht hat; dann gleicht das ganze Land einem grünen Teppiche, auf welchem Milliarden duftende Blumen ihre herrliche Farbenpracht ausstreuen.

Und wie sollte dies auch anders sein! Waren doch die Länder der Berberei den Römern eine Kornkammer, die ihnen mehr lieferte als das wegen seiner Fruchtbarkeit so berühmte Sicilien.

Was man in diesen Ländern bei einer, wenn auch nur mäßigen Pflege der Erde zu erzeugen vermag, beweisen die Gärten der in Tanger residirenden Consule. Was man sich nur an edlem Obste und Gemüse vorstellen kann, wächst hier mit einer wahrhaft erstaunlichen Üppigkeit. Die Melone hat eine unbeschreibliche Süßigkeit, ein fast betäubendes Aroma. Ich trank Wein von hier gezogenen Reben, und ich erinnere mich kaum eines lieblicheren und dennoch so feurigen Getränkes.

Es zeigt sich also, daß die Vegetation dieser Länder nicht nur die Nahrungsbedürfnisse der Bewohner deckt, sondern auch bedeutende Producte für den Handel liefern würde, und zwar sowohl an allen möglichen Getreidearten, als auch an verschiedenen Baumfrüchten.

Es sei mir erlaubt, hier einige der wichtigsten Bäume aufzuführen:

Der Öhlbaum. Dieser wächst im ganzen Reiche und erzeugt mitunter, besonders an den sanften Abhängen des kleinen Atlas saftige, große Früchte. Allein diese werden nur wenig benützt. Größtentheils bleiben sie den Vögeln zur Beute an den Bäumen, oder man erzeugt auf eine höchst mangelhafte Weise ein schlechtes Öhl daraus. Was böte dieser Baum schon für einen Handelsartikel, wenn er gehörig gepflegt würde!

Der Orangenbaum. Dieser schöne ewiggrünende Baum, auf welchem sich beständig Früchte befinden, während seine Blüthe die süßesten Düfte aushaucht, findet sich hier im Freien, ohne Schutz und Pflege, in erstaunlicher Menge und Größe. Aber nur

in den Gärten und weiter im Süden bietet er seine erquickende Frucht — gewöhnlich ist diese klein und bitter. Auch Citronen gibt es in Fülle; besonders fällt eine sehr große Gattung auf, welche eine äußerst angenehme Säure hat, und daher einen erquickenden Genuß bietet.

Der Mandel-, Granat- und Feigenbaum. Alle diese Bäume wachsen dort, wo es ihrer Natur am meisten zusagt, mit der größten Üppigkeit und geben eine Menge von Früchten. Unter den Feigen ist vorzüglich bemerkenswerth eine blaue Gattung in der Größe unserer Pflaumen. Diese bestehen wirklich nur aus einer Masse des reinsten Zuckerstoffes.

Die Dattelpalme. Diese Königin unter den Gewächsen der Berberei mit ihrer imposanten Gestalt, ihrer herrlichen Blätterkrone, die sich wie ein Riesensonnenschirm ausbreitet, kommt zwar vereinzelt in allen Gegenden Marokko's vor, aber zu ganzen Wäldern vereint erst im Süden und besonders im Reiche Tafilet, von wo ihre saftigen, köstlichen Früchte die Mauren und Berber auf dem Rücken ihrer Kamehle in die Städte und Hafenorte des Nordens bringen.

Wenn man nun die kleinen, verdorrten und oft schon viele Jahre in Magazinen liegenden Datteln kennt, wie sie bei uns im Handel vorkommen, so kann man sich kaum einen Begriff von dem köstlichen, erquickenden Genusse dieser Früchte im frischen Zustande machen. —

Die Dattelpalme, welche in den nördlichen Gegenden Marokko's nur in einzelnen Gruppen vorkommt, schmückt hier gewöhnlich die Gärten der Großen, oder besonders geheiligte Orte. Dieser heilige Baum neben dem Thurme einer Moschee oder dem Grabmale eines Santons gewährt meistens einen äußerst malerischen Anblick. —

Die im ganzen Lande vorkommende und die unbebauten Hügel als wildes Gestrüppe bedeckende Fächerpalme erhebt sich selten über einige Fuß von der Erde. Ihre kleinen Früchte sind angenehm zu genießen, sollen aber in Menge genossen betäubend wirken.

Ein ganz vorzüglich schöner Baum ist der Erdbeerenbaum. Er wächst sehr hoch, trägt eine dichtbelaubte Krone vom frischesten Grün und Früchte, welche an Gestalt und Farbe unseren Walderdbeeren sehr ähnlich sind; jedoch sollen auch diese etwas betäubend wirken.

Endlich kommen noch alle möglichen bei uns wachsenden Obstbäume fort, und Pfirsiche wie Aprikosen erreichen eine enorme Größe. Allein nur in den Gärten der Consule zu Tanger und in jenen des Sultans zu Mequinez sah ich sie auf einer höheren Stufe der Cultur, denn der Marokkaner ist zu unwissend und zu träge, um der Natur in ihren Erzeugnissen zu Hülfe zu kommen, wenn auch sein Lebensgenuß oder sein augenscheinlicher Vortheil damit verknüpft wäre.

Unter den übrigen Gewächsen nenne ich obenan die Weinrebe, von welcher schon früher gesprochen wurde und welche hier nur bei geringer Pflege ein Getränk liefern würde, wie man es in Sicilien und den südlichen Gegenden Spaniens findet. Die Größe der Trauben ist erstaunlich, und die Beeren sind oft nicht kleiner als bei uns große Pflaumen. Aber diese Letzteren sind bei weitem weniger saftreich als unsere Trauben, sondern haben ein festes, kerniges Fleisch. —

Die Agave, mit ihren mehr als klafterhohen Blüthenstängeln, bedeckt die Abhänge der Berge oft so dicht, daß man kaum durchzudringen vermag. Aus ihren Fasern dreht man sehr haltbare Seile, so wie sie auch häufig zur Gewinnung von Pottasche verbrannt wird.

Die indische Feige (cactus opuntia) ebenfalls und zwar vorzüglich auf felsigem Grunde und in der Nähe von Mauern sehr dichte Gestrüppe bildend. Aus ihren dicken, fleischigen Blättern wachsen das ganze Jahr hindurch eine Unzahl von Früchten, welche dem gemeinen Araber und Berber als Hauptnahrung dienen. Diese Früchte in der Größe von kleinen Citronen, sind in grüne, stachliche Schalen gehüllt, aus welchen sie zum Genusse erst gelöst werden müssen und bestehen aus einem orangegelben, saftigen Kern von sehr angenehmen süßsäuerlichen Ge-

schmacke. Auf dieser Pflanze, deren größtes Exemplar in unseren Treibhäusern kaum die Größe eines kleinen Zweiges von jenen wie sie in Marokko wachsen, erreicht, zieht man die Cochenille, und es wäre wohl des Versuches werth, ob dies nicht selbst in mehreren südlichen Gegenden Europa's, vielleicht sogar in Dalmatien möglich gemacht werden könnte. In Malaga besteht seit vielen Jahren eine solche Cochenillepflanzung mit sehr gutem Erfolg. Die Erziehung und Erhaltung dieses Insectes ist zwar sehr einfach, jedoch erfordert es viele Mühe und ungetheilte Aufmerksamkeit.

Marokko ist reich an zahmen wie an wildlebenden Thieren. Die Viehzucht, insofern man darin den Besitz einer bedeutenden Anzahl von Rindern, Schafen, Ziegen, Kamehlen und Pferden, ohne einer andern Pflege, als daß man die Heerde von einem Weideplatz auf den andern treibt, begreifen will, ist auch dasjenige, für was der Landbewohner oder Nomade dieses Reiches den meisten Sinn hat. Allein auch in dieser Beziehung thut der Marokkaner nicht mehr als was nothdürftig geschehen muß, und daher kommt es, daß das Hornvieh nur klein und mager ist und von den Engländern in Gibraltar, welche von hier ihren ganzen Bedarf beziehen, erst gemästet werden muß. Freilich ist dafür auch der Preis erstaunlich gering, denn um **8—10** span. Piaster (**16—20** fl. C. M.) und **5** Piaster Ausfuhrszoll bekömmt man den schönsten Ochsen. Schafe und Ziegen dienen zur Nahrung für die Eingeborenen. Die Wolle ist schlecht, und wenn sie auch die beste und feinste wäre, so würde sie in so rohen Händen, und bei der grassesten Unwissenheit des Marokkaners wenig Nutzen gewähren. Die beste Race der Schafe soll jene sein, welche durchaus weiß mit braunen Köpfen ist.

Von unendlichem Werthe ist aber besonders für den nomadisirenden Araber und Berber das Kamehl. Nicht nur daß er sich von seinem Fleische und hauptsächlich von seiner Milch nährt

sondern es dient ihm als Transportmittel, um seine Familie und seine Zelte von einem Lagerplatze zum andern, so wie Früchte und andere Gegenstände seines geringen Handels aus dem Innern des Landes an die Meeresküste und in die Städte zu bringen, da man hier den Gebrauch von Wägen gar nicht kennt; denn außer einem durch ein Maulthier gezogenen Paradecabriolet des Sultans zu Mequinez sieht man im ganzen Lande kein Fuhrwerk und dieses letztere dient selbst nur, um bei sehr feierlichen Gelegenheiten, wo sich der Herrscher dieses Reiches in seinem ganzen Glanze zeigen will, leer im Zuge nachgeführt zu werden. Darum ist aber auch das vorgespannte Maulthier mit einer ungeheuern Glocke behangen, damit deren Klang das Volk zur Bewunderung dieses Wunderwerks aufrufe. —

Das Kamehl erträgt bekanntlich ungeheure Fatiguen und bedarf dazu nur sehr geringer und der schlechtesten Nahrung. Die dürren, spärlichen Kräuter, welche es auf den von der Sonne versengten Steppen findet, geben ihm Kraft genug, um mit seinem ausdauernden Schritte täglich viele Meilen zu durchziehen, und daß es solche Tagreisen zu vollbringen vermag, ohne mehr als einmal getränkt zu werden, ist für diese Länder, wo das Wasser während der heißen Jahreszeit zu den seltensten Artikeln gehört, eine ganz vorzügliche Eigenschaft.

Im Innern des Landes und vorzüglich auf den Märkten der größeren Städte sieht man oft Heerden von mehreren hundert Kamehlen, theils belastet, theils ganz frei ihrem Führer folgend, welcher mit einer Art Flageolette an der Spitze des Zuges geht, und seinem Instrumente die jammervollsten Töne entlockt, was diese Thiere sehr zu lieben scheinen. Soll das Kamehl belastet werden, so berührt es der Führer mit einem Stäbchen an den Vorderfüßen, und sogleich läßt es sich nieder und bietet seinen Rücken freiwillig dar; und eben so kniet es sich hin, wenn die Last wieder abgenommen werden soll. Übrigens bieten diese Thiere keinen angenehmen Anblick, und es ist selbst nicht ohne Gefahr, auf der Reise unter eine Heerde derselben zu

gerathen, denn sie sind oft sehr bösartig und vermögen durch ihr starkes Gebiß bedeutende Verletzungen beizubringen. —

Selten sieht man in Marokko Menschen auf den Kamehlen sitzen — gewöhnlich gehen sie oder reiten auf Pferden neben den Zügen. Indessen hatte ich auch nur einmal die Gelegenheit die reisende Familie eines algierischen Mauren zu sehen, welche aber ein wahrhaft malerisches Bild darbot. Hoch auf bunten über den Kamehlrücken gebreiteten Decken saßen die Frauen und Dienerinnen, theils in ihre weiße Haiks verhüllt, theils, was besonders bei einigen sehr schönen, ebenholzschwarzen Negerinnen der Fall war, unverschleiert. Hinter ihnen eine Schaar thurmhoch beladener Kamehle mit ihren Führern von allen möglichen Hautfarben, nebenher aber die Männer auf ihren feurigen Berberrossen, in ihren flatternden Haiks und Burnus, die langen Flinten im Spiele schwingend, und den gravitätisch dahinschreitenden Zug ihrer Kamehle in coquetten Sätzen und Bewegungen umschwärmend. —

Von so hohem Nutzen auch das Kamehl sein mag, so bleibt doch immer das Pferd dasjenige zahme Thier, was der Bewohner dieser Länder am meisten liebt; ja man könnte sagen, daß er es mit einer Art von heiligender Achtung betrachtet. Es wird wenige Familien geben, welche nicht wenigstens ein Pferd besitzen, auf welches sich ihr Familienhaupt schwingt, um seinen Angehörigen ein Wild zu erjagen oder seinen Feind zu bekämpfen. Indessen haben vornehmere Mauren und Araber auch mehrere.

Das Pferd der Berberei ist wohl nicht von so edlem Baue als das Araberroß Egyptens und Syriens, allein es ist doch immer zu den edleren Racen zu zählen. Ein scharfgezeichneter kleiner Kopf, am langen Halse eine gestreckte Croupe, feine, schöngeformte Füße, feurige Augen, dünne Mähnen und ein schöngestellter Schweif, dies sind die Bezeichnungen des Berberrosses.

Dabei besitzt es eine ans Fabelhafte grenzende Ausdauer und Anhänglichkeit an seinen Herrn, dem es wie ein treuer Hund

nachlauft und auf einen bloßen Ruf oder Pfiff kommt. Freilich ist diese Anhänglichkeit gegenseitig; denn der Marokkaner, und vorzüglich der nomadisirende Araber und Berber behandelt es wie einen treuen Freund, liebkost es, spricht mit ihm wie mit einem Menschen und theilt den letzten Bissen mit seinem geliebten Pferde, dessen Abstammung er oft bis zu dessen entferntesten Ahnen zu nennen weiß. Sitzt er aber einmal im Sattel, dann schont er es nicht mehr. Seine scharfen Sporen schlagen dem Thiere beständige Wunden in die Flanken und er parirt und wendet es im schnellsten Rennen so plötzlich, daß es sich oft im buchstäblichen Sinne auf die Croupe setzt, wodurch natürlich die Füße bald zu Grunde gehen und dies um so mehr, als man die Pferde schon sehr jung in Gebrauch nimmt. Man sieht daher wenig Pferde in Marokko, welche nicht struppirt sind. Auch ist das Pferd schonungslos jeder Witterung preisgegeben. Man kennt hier zu Lande keine Ställe, selbst nicht einmal im Pallaste des Sultans; sondern das Pferd steht beständig unter freiem Himmel, entweder, wie bei den Nomaden, gänzlich frei, oder an den Vorderfesseln mittelst eines Strickes an einen Pflock gebunden.

Über Sattlung und Zäumung, so wie über die Art des Reitens wird weiter unten gesprochen werden. —

Auch das Maulthier und der Esel sind in Marokko als Last- und Reitthiere sehr geschätzt, und man findet besonders das Erstere von besonderer Größe und Schönheit. Auf dem Esel lastet nicht jener üble Ruf, unter welchem er in unseren Ländern zu dulden hat, sondern man achtet ihn im Gegentheile als ein ganz besonders nützliches Thier und dies zwar in früheren Zeiten in dem Grade, daß sich arabische und maurische Fürsten den Namen desselben als ein besonderes Ehrenprädicat beilegten. —

Wild gibt es in Marokko im Überflusse. An der Nordküste wimmeln die Wälder von Wildschweinen und Hasen, südlich aber ist die ergiebigste Gazellenjagd. Dieses letztere zarte Thier kommt in allerlei Nuancen vor. An Federwild ist das vorherrschendste das rothe Repphuhn (perdrix rouge) mit seinem schönen

Gefieder, seinem rothen Schnabel und Füßen. Es hält sich in ungeheurer Menge im Gestrüppe der Fächerpalme auf.

In den sumpfigen Niederungen gibt es häufig Wassergeflügel aller Gattungen von der kleinsten Schnepfenart bis zum Pelikan, auf den Gebirgen aber allerlei Raubvögel. Besonders fiel mir eine Gattung weißer Falken auf.

Strauße kommen erst ganz im Süden des Reiches an der Grenze der Wüste vor und hier wird auch von den Arabern fleißige Jagd darauf gemacht. Ich sah in einem der ungeheuren Höfe des Pallastes von Mequinez mehrere herrliche Exemplare dieses königlichen Vogels ganz frei und noch in der ganzen Pracht ihres Federnschmuckes.

Von reißenden Thieren zeigt sich der Schakal und die grausame Hyäne in großen Schaaren im ganzen Lande. Zur Winterszeit kommen sie bis in die Nähe der Städte, wo selbst die Gräber der Leichenhöfe ihren scheußlichen Angriffen ausgesetzt sind. Auch Zibethkatzen und andere kleinere Raubthiere sind allenthalben verbreitet. —

In den höheren Regionen des Atlas gibt es viele Panther und Löwen, auf welche man, ihres kostbaren Felles wegen, häufige Jagden macht, die aber meistens mit großer Lebensgefahr verbunden sind. Wenn man in Marokko reist, so umschwärmen diese wilden Bestien, und besonders die Schakals oft die ganze Nacht hindurch heulend das Lager.

Die Küsten des mittelländischen Meeres so wie des Oceans bieten die schmackhaftesten Seefische in ungeheurer Menge und in den im Sommer zum Theile ausgetrockneten Flußbetten halten sich so viele Schildkröten auf, daß sie ganze bedeutende Strecken derselben dicht bedecken. —

Es ist wohl hier nicht der Ort, die Thiere aller Geschlechter aufzuzeichnen, welche in Marokko vorkommen oder diesen Ländern eigenthümlich sind, und worunter es viele gibt, welche dem Menschen eine große Plage sind. Hierher gehören z. B. die ungeheuern Schwärme Heuschrecken, welche oft Strecken von vie-

len Quadratmeilen gänzlich verwüsten, und so den Bewohnern das Wenige rauben, was sie bei ihrer Indolenz der Natur abgewinnen; ferner eine Gattung Skolopender (Tausendfuß) von 5—6 Zoll Länge und beinahe ⅞ Zoll Dicke, welche in den Rissen der im Sommer ausgedürrten Erde leben und nach dem ersten Regen in erschreckender Anzahl hervorkriechen. Der Biß dieses scheußlichen Insectes soll noch weit gefährlicher sein, als jener des Skorpions.

Noch ein Thier lernte ich in Mequinez näher kennen, welches mir durch die mancherlei Fabeln, welche man darüber verbreitete, interessant war, und zwar das verrufene Chamäleon. Dieses gutmüthige Thierchen ist zugleich das langweiligste, welches mir noch jemals vorkam; denn sein Gang ist viel langsamer als jener der Schildkröte und ehe es einen Fuß zum Weiterschreiten hebt, hat diese wohl schon ein paar Schritte gethan. Desto lebhafter sind aber seine kleinen Augen, die es willkürlich nach jeder Richtung wenden kann, und zwar so, daß das eine nach vorne und das andere zugleich nach rückwärts schaut, so wie auch seine lange, einem weißen mit einem Knöpfchen versehenen Faden ähnliche Zunge, welche es mit Blitzesschnelle auf Fliegen und Mücken wirft, um sie als Fraß in den Rachen zu ziehen. Man hält daher auch diese Thiere in den Wohnungen als Fliegenfänger.

Der berüchtigte Farbenwechsel des Chamäleons ist größtentheils Fabel. Die Grundfarbe seiner feinschuppigen Haut ist hellgrün mit kleinen gelben und hellblauen Pünctchen, welche Farbe sie etwas weniges mit einer dunkleren oder helleren wechseln, je nachdem sie über grellerleuchtete oder dunkle Gegenstände hinwegkriechen. Nur nach dem Tode nimmt das Thier eine fahle Farbe an. —

III.

Die Bewohner. Die Mauren. Ihr Herkommen. Physiognomie und Charakter derselben. Ihre Tracht. Die maurischen Frauen. Die Berbern. Ihre Industrie. Ihre Sitten. Politische Zustände derselben. Der Krieg mit den Berbern und Mittel zu ihrer Zügelung. Physiologische Beschaffenheit. Tracht. Sprache. Die Weiber der Berbern. Die Araber; ihr Herkommen. Ihre politische Verfassung. Beschäftigung und Charakter derselben. Ihre physiologische Beschaffenheit und Tracht. Die Frauen der Araber. Die Juden. Ihre Herkunft. Socialer Zustand. Sitten und Kleidung. Ihre Weiber. Ihre Stellung gegen die Eingebornen und gegen die Europäer. Neger. Renegaten.

Die Bewohner des sogenannten Kaiserthums oder eigentlich Sultanats Marokko bestehen aus Mauren, Berbern, Arabern, Negern und Juden. Europäer halten sich sehr wenige in den Hafenstädten auf — Türken aber vermochten sich hier niemals festzusetzen.

Über die Größe der Bevölkerung dieses Reiches herrschen die widersprechendsten Nachrichten, und bei der mangelhaften Administration und der großen Zahl nomadisirender Horden ist auch darüber kaum etwas Bestimmtes anzugeben. Einige geben 8, Andere 12 Millionen Bewohner als die möglichst genaue Zahl an. Doch wenn man bedenkt, daß das Reich Tafilet gänzlich unbekannt ist, so wie die Thäler des großen Atlas, in welchen die meisten Berberstämme hausen, so kann auch dieser Angabe kaum eine Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden.

Die Mauren sind die ältesten Bewohner der Küsten. Sie sollen die Abkömmlinge der Armee des Hercules sein, welche sich mit den Lybiern und Getulern vermischten und sich trotz all den Stürmen der Zeit, welche sie bald auf die schwindelnde Höhe

des Glanzes, bald in den finstern Abgrund des Verderbens schleuderten, erhielten.

Im 7. Jahrhunderte, vermischt mit den von Osten herdringenden und alle nördlichen Theile Afrika's überflutenden Arabern, bildete sie ein mächtiges kriegerisches Volk, welches sein Schwert bald nach Europa ausstreckte, das seinem Untergange entgegenwankende Reich der Westgothen in Afrika unterjochte, und sich hier ein Reich gründete, welches mit Riesenschritten der höchsten Cultur nachstrebte und Jahrhunderte hindurch unter eigenen Kalifen, unabhängig von seinem Mutterlande, fortblühte. Auf welcher Stufe das Reich der Mauren in Spanien stand, was dieses Volk zu leisten vermochte, zeigen noch die unzähligen, jeder Beschreibung trotzenden Denkmäler, die in den Hauptstädten Spaniens, welche dieses Volk theils begründete theils emporhob, zerstreut sind.

Aber als wäre es Naturgesetz, daß alle Völkerwanderungen von Osten nach Westen stattfinden müssen, so durfte auch dieses Eindringen im Westen Europa's nicht fortbestehen und nach manchen harten Kämpfen, nach einer Reihe der traurigsten und blutigsten Begebenheiten wurde das Maurenreich wieder zerstört, und jenes gewerbfleißige, ritterliche Volk wieder zurückgeworfen über die Grenze, welche es gegen das besagte Naturgesetz zu überschreiten wagte, und als ob es selbst die Erinnerung an einen Zustand verlieren müsse, der es so weit über seine in Afrika zurückgebliebenen Brüder erhoben, verfiel es auch bald wieder in die alte Barbarei, aus welcher es sich seither nicht mehr zu erheben vermochte.

Nur Eines blieb diesem Volke, nämlich seine etwas milderen Sitten und sein Hang des Beisammenlebens, was auch machte, daß die Mauren sich in ihrem neuen Vaterlande feste Wohnsitze bauten und jetzt noch ausschließend die Bewohner der Städte sind, welche Ackerbau, Handel und allerlei Gewerbe treiben, während sie die immerwährenden Raubanfälle der wilden Völkerstämme des Innern von Marokko zu bekämpfen haben. Nur ihre

Herrscher vermochten sie nicht aus ihrem eigenen Stamme zu erhalten, sondern mußten sich im 16. Jahrhundert dem Scepter eines arabischen Scherifs unterwerfen, mit welchem die noch heutzutage daselbst herrschende Dynastie gegründet wurde.

Der Maure ist von mittlerer Größe, schlank und schön gebaut. Er hat eine nur wenig gebräunte Hautfarbe, schwarze Haare und Augen und meistens nur wenig Bart, den er aber eben so sorgfältig pflegt und heilig hält als der Orientale. Sein Charakter ist weniger wild und feurig als jener des Berbern und Arabers, doch ist er im Kampfe auch nicht weniger tapfer, obwohl er diesen nicht aufsucht wie jene kriegslustigen Völker, denen es Bedürfniß ist, ihr heißes Blut im Kampfe mit ihren Feinden zu kühlen. Mit seiner Vertreibung aus Spanien schwand auch sein ritterlicher Sinn, oder wo dieser blieb, mischte er sich mit der rohen Kampfwuth des Arabers, so wie er sich mit dem Blute dieser wilden Völker mischte. Nur in der Hafenstadt Salee sollen noch die meisten Mauren spanischer Abkunft von reinem Blute existiren.

Der Maure schreitet stolz und gravitätisch daher, oder sitzt, wenn er zu den Wohlhabenden gehört, auf einer Matte unter der Vorhalle seines Hauses oder auf irgend einem anderen Lieblingsplatze und thut im strengsten Sinne des Wortes nichts. Selbst nicht einmal die bei den Orientalen und auch noch in dem ganz nahen Algier so beliebte Tabakspfeife hat der Maure zur Zerstreuung, da er sich nach seinen strengen Religionsgesetzen des Rauchens enthalten muß, sondern höchstens, aber dies nur sehr selten, jene Perlenschnur, deren Kugeln er, Gebethe murmelnd und dabei an etwas Anderes denkend, langsam durch die Finger gleiten läßt. Nur wenn er spricht, beleben sich seine sonst wenigsagenden Züge, und er begleitet sein mit größtem Eifer geführtes Gespräch mit heftigen, oft lächerlichen Handbewegungen. Kaum ist aber das letzte Wort seinen Lippen entflohen, so fällt er wieder in seine frühere Lethargie zurück. —

Am schönsten zeigt sich aber der Maure jedenfalls, wenn er

zu Pferde sitzt. Dann ist Alles an ihm Feuer und Bewegung. Sein Blick sprüht Flammen, seine Gesichtszüge nehmen einen edlen Karakter an. So fliegt er auf seinem schäumenden Rosse dahin wie der entfesselte Sturm über die weiten Steppen seines Landes und schwingt die lange Flinte mit erhobenem Arm, und schreit mit durchdringender Stimme seinen Schlachtruf durch die Lüfte. Es scheint als sei er da plötzlich ein ganz anderer Mensch geworden, und als wäre es unmöglich, daß er jemals wieder in jenen Zustand der Indolenz zurückkehren könnte, aus welchem er sich so eben erst herausgerissen.

Die Tracht des Mauren ist ein weißwollenes Hemd mit sehr weiten Ärmeln, welches um die Mitte des Leibes mit einem roth ledernen Gürtel festgehalten, bis an die Knie reicht, und unter welchem er keine Beinkleider trägt, so daß also die Beine vom Knie abwärts nackt sind und nur die Füße mit gelben Pantoffeln aus Maroquin bekleidet sind. Diese Pantoffeln, Papuschen genannt, lassen sich auch, wenn es gilt weiter zu gehen oder zu reiten, in Schuhe verwandeln.

Das geschorene Haupt ist mit einer hohen, conischen Mütze (Fess) bedeckt, und über das Ganze wird der Haik geworfen, ein mehrere Ellen langes und breites Stück weißer Zeug, welches sich in den mannigfaltigsten und oft recht malerischen Windungen um den ganzen Körper legt, und lebhaft an die Toga der alten Römer und Griechen erinnert.

Dieser Haik ist bei den Vornehmen oft von weißer Seide und mit langen Fransen versehen, im Winter aber von einer ganz besonderen Art dicken Wollenstoffs, mit welchem sich der Maure auch in der Nacht fest eingewickelt auf sein hartes Lager (einer bloßen Schilfmatte oder einem einfachen Teppich) zum Schlafe legt.

Vornehme Leute oder Krieger haben über den Haik oder wohl auch ohne diesen den Selham oder Burnus, einen einfachen Mantel ohne Ärmel und mit einer spitzen Kapuze versehen, welche über die Feß gezogen und unter dem Kinne zusammenge-

heftet wird. Dieses Kleidungsstück ist aus einem weißen, von Kamehlhaaren verfertigten Zeuge, welches bei der Dünne einer etwas stärkeren Leinwand eine solche Dichtigkeit besitzt, daß es sehr lange Zeit dem Regen Widerstand bietet.

Nur Santon's oder solche, welche die Pilgerreise nach Mekka unternommen, haben das Recht, den Haik und Burnus von blauem Tuche zu tragen, so wie die Offiziere der regelmäßigen Leibwache des Kaisers ein rothes oder blaues Unterhemd haben. Sonst sieht man unter den bessergekleideten Mauren nur ganz weiße Gestalten, was sich bei der geschmackvollen Art, wie sie ihre Kleider tragen, sehr gut ausnimmt.

Auch die maurischen Frauen erscheinen außer Hause in weiten Haiks, und zwar so dicht verhüllt, daß man zwischen den reichen Falten desselben kaum ein Auge entdeckt. So wandeln sie gleich unförmlichen Massen umher und verrichten ihre geringen Geschäfte, welche kaum in etwas Anderem bestehen, als sich gegenseitig zu besuchen. Im Hause aber, wo diese Hülle wegfällt, und besonders bei festlichen Gelegenheiten in den Harems sind sie freilich viel reicher und geschmackvoller gekleidet. Rock und Ärmelleibchen, meist von sehr grellen Farben, sind mit Goldborden verziert und werden durch einen Shawl um die Mitte des Leibes zusammengehalten, und über Alles kommt dann eine Art von Kaftan. Das Haupt bedeckt eine hohe, mit einem Tuche umwundene Mütze, unter welcher das Haar in reichen Flechten herabfällt, die Füße gelbe oder rothe Pantoffeln. Die silbernen Ohrgehänge haben mehrere Zolle im Durchmesser, sind wenigstens einen halben Zoll dick und bei Reichen mit edlen Steinen eingelegt. Sie werden nur mit ihrem dünnsten Ende in das durchstochene Ohrläppchen gesteckt und wegen ihrer Schwere mittelst feinen Kettchen an die Haare oder den Kopfputz befestigt.

Mädchen und junge Frauen tragen um die Hände- und Fußgelenke schwere, mitunter sehr geschmackvoll gearbeitete Ringe aus Silber, welche Letztere aber ablegen müssen, sobald sie das erste Kind gebären.

Denkt man sich nun noch das Gesicht roth geschminkt, die Augenlieder schwarz, so wie Fingernägel, Zähne und die innere Handfläche gelb gefärbt, und auf der äußern Handfläche verschiedene blaue Zierathen gemalt, so hat man das vollständige Bild einer maurischen Dame, wie sie im Harem auf schönen, in Fez verfertigten Teppichen ruht und ihren Gebieter oder ihre Freundinnen empfängt.

Die Berbern, Abkömmlinge der kriegerischen Numidier, bewohnen gewöhnlich die gebirgigen Gegenden des Innern von Marokko, wo sie ihre zahlreichen Heerden besitzen und auch Feldbau betreiben. So wild dieses ausgebreitete Volk ist, welches sich mit den Mauren gar nicht und mit den Arabern nur selten vermischt, so besitzt es doch mehr Industrie als diese letzteren Beiden. Die Berbern verfertigen sich beinahe Alles selbst, was ihnen zum Lebensbedürfniß nöthig ist, und zwar nicht nur ihre Kleidung, sondern auch Waffen, Pulver und verschiedene andere Gegenstände. Sie betreiben selbst Bergbau und gewinnen, freilich auf die roheste, unvollkommenste Weise Eisen, Kupfer und Blei aus den reichhaltigen und so wenig benützten Minen des Atlas. Es kamen mir Dolche (Matagan's) von berberischer Fabrikation vor, welche nicht so schlecht gearbeitet waren, und deren Hefte sogar schwache Spuren von Kunst zeigten, indem darauf Thiere und Blumen gemalt waren — freilich auf eine etwas gräßliche Weise, so daß man oft erst errathen mußte, was die schöne Zeichnung vorstellen sollte.

Die Berbern (in Algier nennen sie sich Kbaiil, aus dem man Kabylen machte) wohnen in Hütten, die sie aus Erde und Reisern bilden, oder in Erdlöchern und theilen sich in mehrere Stämme, unter denen die Amazirgen und Schellech's die ausgebreitetsten sind — ja man könnte füglich das ganze Volk der Berbern aus diesen beiden Stämmen zusammengesetzt nennen. Mehrere dieser Hütten nennen sie ein Thuar, und mehrere solche Thuar's gehören zu einem Stamm oder Tribus, über

welchen ein selbstgewähltes Oberhaupt, ein sogenannter Schaikh, gebietet. Diese Thuar's sind wahre Schmutzhöhlen und man begreift kaum, wie in diesen erbärmlichen Hütten, welche den Höhlen wilder Thiere oft sehr ähnlich kommen, Menschen leben können. Gewöhnlich sind sie mit dichten Hecken von Agaven und indischen Feigen umgeben, welche gegen einen plötzlich andringenden Feind vielleicht einen bessern Schutz gewähren als Wälle und Gräben. Außerhalb dieser Einfriedigung sind ihre Felder und weiden ihre Heerden, die sie in der Nacht in das Innere derselben treiben. Oft sieht man im Umkreise eines Thuars wohl hundert Kamehle, von deren Milch sich der Berber hauptsächlich nährt.

Man kann die Berberstämme wirklich nur scheinbar Unterthanen des Sultans von Marokko nennen; denn sie selbst dünken sich vollkommen frei und jede Abgabe an den Staat kann ihnen nur durch List und Gewalt abgezwungen werden, wobei es natürlich nicht selten zu blutigen Gefechten kommt. Meint nämlich der Sultan, oder wie man ihn hier zu Lande nennt, Scherif, es sei Zeit, daß die in seinen Ländern lebenden Berberstämme eine Abgabe zu leisten haben, was dem jetzigen Sultan Muley Abderrhaman Ben Hischam bei seiner Habgier sehr oft einfällt, so läßt er sich durch die betreffenden Statthalter der Provinzen einen beiläufigen Überschlag des Ertrages der Ernten und Heerden geben, und bestimmt darnach seine Forderung. Diese läßt er den verschiedenen Tribus durch ihre Marabuts (Priester) verkünden und sie ermahnen, derselben gutwillig nachzukommen. Allein selten wird dieser Forderung Folge geleistet, ja die Marabuts selbst sind oft die ersten, welche den Stamm aufhetzen sich dagegen zu sträuben. Erfährt nun der Sultan dies, so schickt er eine Schaar seiner Leibwache hin und läßt Alles plündern und rauben was sich vorfindet, und was sich durch die Gewalt des Schwertes erzwingen läßt, so daß den armen Berbern oft kaum genug bleibt, das nackte Leben zu fristen. Natürlich gehen derlei Einfälle, welche in der Landessprache mit „eine Provinz auffressen“ bezeichnet werden, nicht ohne tüchtige

Gegenwehr vorüber, und es kommt zu den blutigsten Gemetzeln, wobei selbst die Weiber und Kinder hingeschlachtet werden.

Daß nun die Berber durch diese schöne Rechtspflege auf's Höchste erbittert werden, ist wohl nicht zu wundern. Sie finden darin eine gerechte Aufforderung, ihrer Raubluft freies Spiel zu lassen und suchen sich ebenfalls durch Raubeinfälle in das Gebiet ihrer Feinde schadlos zu halten. Auf ihren leichten Rossen fliegen sie dann von ihren Gebirgen in die Ebene herab, vereinen sich da mit den nicht minder raub- und kampflustigen nomadisirenden Arabern, berauben und plündern die Städte der Mauren oder seßhaften Araber, treiben ihre Heerden fort, morden was sich ihnen widersetzt und fliehen dann eben so schnell in ihre Schlupfwinkel zurück. Solche Einfälle geschehen oft so schnell und erreichen so schnell ihren Zweck, daß diejenigen, welchen sie gelten, kaum zur Besinnung, kaum zur Vertheidigung gelangen, und in der kürzesten Frist aus einer blühenden Gegend eine Wüste, aus den wohlhabenden Menschen eines Ortes ein Haufe Bettler wenn nicht gar Leichen geworden sein können.

Fanatisch, raubluftig, kampfbegierig und seine Freiheit über Alles liebend, wie dieses wilde, jeden milderen Sitten abholde Volk ist, bedarf es auch nur ein paar kräftige Worte von den Männern, auf welche sie ihr höchstes Vertrauen setzen, nämlich von ihren Priestern (Marabuts), um sie gegen einen eingedrungenen Feind ihres Landes zu führen. Wir sehen dies in Algier, wo sie den Franzosen unter den Namen Kabylen so viel zu schaffen geben, und auch in aller Zukunft zu schaffen geben werden, und so wäre es eben auch in Marokko der Fall, wenn irgend eine Macht dieses Reich zu bekriegen käme. Ein Krieg mit diesen Ländern heißt so viel als einen Krieg mit ganz Afrika führen, denn möge auch ein Angriff eines seiner wilden Volksstämme glücklich zurückgeschlagen werden, so tritt gewiß in der kürzesten Zeit ein neuer Feind auf, welcher diesen Angriff wiederholt. Aus den Gebirgen, welche niemals ein fremder Fuß betreten, aus den Schrecknissen der Wüste, und jenseits derselben, wo es die blühendsten,

bevölkertesten Länder geben soll, strömen die Vertheidiger wie die Wogen eines bewegten Meeres heran, ein Stamm den andern vor sich herschiebend, Einer den Andern unterstützend, aufreizend, und mit fanatischer Wuth seine Stelle einnehmend, wenn jener mit blutigem Haupte zurückwankt.

Jeder Angriff auf Marokko wird sich, insofern sich der Angreifer in Besitz dieses Landes setzen will, für diesen sogleich in einen Vertheidigungskrieg verwandeln; denn unmöglich ist es ohne die riesenhaftesten Vorbereitungen, ohne die ungeheuersten Opfer, und selbst dann kaum, in die unwirthbaren von den wilden Berberstämmen bewohnten Gebirge oder wohl gar in die Sandwüsten jenseits derselben einzudringen. Diese Gegenden sind es aber, welche dem Berber als feste Verschanzungen dienen, hinter denen er seine zerstreuten oder durch einen unglücklichen Kampf zersplitterten Kräfte wieder sammelt, um sich damit neuerdings auf seinen Feind zu werfen.

Und dieser Vertheidigungskrieg wird niemals aufhören, wenn er auch mit der Zeit und durch die größere Cultur des zu vertheidigenden Landes endlich einen geregelteren Charakter annehmen dürfte. Sich vorerst auf ein kleineres Gebiet beschränken, dieses recht bevölkern, die Grenzen desselben so militärisch besetzen und mit einer ununterbrochen fortlaufenden Postenkette umgeben, wie es in der k. k. österr. Militärgrenze Statt findet, endlich einige ambulante Colonnen, welche sogleich auf den bedrohten Punct hineilen können und eine gewisse Strecke außerhalb der Grenzen von den herumschwärmenden und sich etwa daselbst vereinigenden Feinden säubern, dies wären beiläufig die Mittel sich auf der Nordküste Afrika's festzusetzen, Mittel, welche Frankreich jetzt zum Theil schon in Algier anwendet.

Dazu gehört natürlich noch ein genaues Studium der Völker, mit welchen man in Berührung kommt, ihrer Sitten und Gebräuche, so wie eine große Toleranz und besonders Vertrauen. Viel läßt sich beim Berber und Araber gewinnen, wenn man ihm dies Letztere zeigt, Alles unwiederbringlich verlieren, wenn das

Gegentheil Statt findet. Manche schöne Gebräuche dieser Völker weisen deutlich darauf hin. Wo z. B. wird die Gastfreundschaft heiliger gehalten als bei ihnen?

Der Berber ist mehr klein als groß von Gestalt, sehr mager, sehnig und gelenkig wie eine Katze; seine Hautfarbe geht alle Schattirungen durch, vom dunkeln Gelb bis zum Schwarzbraun, vom Erdfahl bis zum Olivenbraun. Sein Gesicht und besonders die blitzenden schwarzen Augen drücken die ganze Wildheit und Grausamkeit seines Charakters aus. Man sieht da Physiognomien, welche so scheußlich sind, daß man ihren Anblick kaum zu ertragen vermag. Das Gesicht des Menschen zeigt ja immer die Spuren seiner Leidenschaften, und man mag sich also vorstellen, wie tief diese Spuren sich bei einem Volke zeigen, welches mit den wildesten, unbändigsten Leidenschaften erfüllt, diese nicht im mindesten zu bändigen oder doch wenigstens zu verschleiern trachtet. Kein reißendes Thier vermag einen so widerlichen Anblick zu bieten als diese Menschen, wozu noch ihre Tracht, die Art wie sie ihr Haupt scheren und die entsetzlichste Unreinigkeit Vieles beiträgt.

Der sehnige Körper des Berbern erträgt die stärksten Fatiguen. Kaum bedeckt er in der stechendsten Sonnenhitze, in welcher sich selbst der an dieses heiße Klima gewöhnte Maure in den Schatten flüchtet oder mit seinen weiten Gewändern verhüllt, sein geschorenes Haupt, auf welchem nur ein kleiner in ein Zöpfchen geflochtener Haarbüschel bald am Scheitel, bald auf einem anderen Puncte des Schedels stehen bleibt. Oft sieht man Berbern der wohlhabenderen Classe, welche das Haupt mit einem Tuche, oder wohl gar mit einem farbigen Stricke umwunden haben, während auf den nackten Scheitel die brennenden Strahlen der Sonne ungehindert fallen.

Die Tracht der Berbern ist höchst einfach. Ein grobwollenes Hemd, welches so lange am Leibe bleibt, als es nur immer zusammenhält, durch einen ledernen Gürtel oder Strick festgebunden, grau und schwarz gestreift und mit einer Kapuze versehen, ist gewöhnlich ihre einzige Bekleidung. Selten tragen sie

den Haik, selten Pantoffel. Ihre Weiber weben die Zeuge und verfertigen auch die Kleidung. Nur ihre Schaikhs und Marabuts sind besser, den Mauren ähnlich gekleidet. Im Winter, wo es in ihren Gebirgen ziemlich kalt sein mag, da sich der große Atlas dann sogar mit Schnee bedeckt, mögen sie wohl in wärmere Kleider gehüllt sein, gewiß aber nur im höchsten Nothfalle, da ihr abgehärteter Körper jeden Witterungswechsel leicht erträgt.

Niemals gehen sie ohne Waffen. Entweder tragen sie die lange Flinte oder auch nur einen Yatagan und einen tüchtigen oft zugespitzten Stock. Sind sie zu Pferd und es geht in den Kampf, dann sind sie freilich noch sorgfältiger bewaffnet und nebst Flinte und Yatagan fehlt auch der Säbel und die Pistole nicht.

Ihre Waffen und ihr Pferd sind auch dasjenige, auf welches sie die meiste Sorgfalt verwenden und dem sie eine Art von heiliger Achtung bezeigen. Und dies ist auch wohl natürlich, denn von beiden hängt ja so oft ihr und der Ihrigen Leben ab. Sie verfertigen sich ihre Waffen selbst oder tauschen sie von den Mauren für andere Erzeugnisse ein.

Die Sprache der Berbern ist gänzlich verschieden von der im Lande allgemein gebräuchlichen arabischen. Wahrscheinlich ist auch sie numidischer und vandalischer Abkunft. Sie klingt sehr roh, ist voll Gutturalen und wird mit den heftigsten Geberden gesprochen. Überhaupt äußert sich in diesem Volke ein außerordentliches Leben. Wenn zwei Berbern ein Gespräch führen, und sei es auch über ganz gleichgiltige Dinge, so meint sie der Fremde gewiß im heftigsten Zanke verwickelt. Und sprechen sie nicht, dann rollen ihre kleinen blitzenden Augen so schlau und unstet umher, daß man aus ihrem Blicke unmöglich errathen kann, was sie im Sinne haben.

Ihre Weiber sind nicht so zurückgehalten wie jene der Mauren, sondern gehen frei in den Thuars umher und zeigen sich selbst den Fremden größtentheils unverschleiert. Selten sieht man hübsche Gesichter, und wenn auch hier und da eines auftaucht, so ist es durch die fatalen Verschönerungsmittel von Schminke

und Henna gänzlich entstellt. Ihre Kleidung ist ein einfaches wollenes Hemd, welches um die Mitte des Leibes festgehalten wird, selten ein Haik.

Gelangt man an ein Thuar, so kommen gewöhnlich eine Schaar Weiber, Mädchen und beinahe nackte Kinder herausgelaufen, nicht selten unter Vortragung einer weißen Fahne, welche meistens blos in einem an eine Stange gebundenen elenden Lappen besteht, erheben ihr durchdringendes Freudengeschrei lu lu lu lu lu ..... je je je je je ..... und reichen dem Fremden eine hölzerne Schale mit Milch und ein Stück Brot als ein Zeichen ihrer Gastfreundschaft.

Im Jahre **647** n. Chr. kam Abdallah ben Said mit **40,000** Arabern aus Egypten gezogen und besiegte den römisch-griechischen Präfecten Gregorius bei Tripolis. Dies waren die ersten Araber, welche sich an der Nordküste Afrikas zeigten und ansiedelten. Der Verfall der römischen Herrschaft in Europa hatte natürlich auch auf die Kolonien seinen Einfluß ausgeübt, die fremden Eindringlinge wurden nicht mehr mit altgewohnter Kraft und Tapferkeit zurückgewiesen und so kamen der ersten arabischen Kolonne bald mehrere nach, wovon Eine unter Akhba's Führung alle Küstenstädte von Tripolis bis Tanger eroberte (**670** n. Chr.), und eine Andere unter Hassan, des Khalifen Abd-el-Malek Feldherrn der römisch-griechischen Herrschaft in Afrika gänzlich ein Ende machte. Nun setzten sich die Araber hier für immer fest, gründeten zuerst ein Reich unter Statthaltern der Khalifen, sodann eigene Khalifate, vermischten sich mit den Mauren, und trugen ihre siegreichen Waffen bis nach Spanien, woselbst sie Jahrhunderte lang unter der Benennung spanische Mauren (moros, moriscos) herrschten.

Die jetzt noch in Marokko lebenden Araber sind meistens spätere Ankömmlinge. Sie theilen sich in solche, welche Städte bewohnen und sich größtentheils bereits mit den Mauren vermischten, und in solche, welche nomadisirend mit ihren Heerden

von einem Weideplatz zum andern ziehen, und diese haben auch noch das reine arabische Blut bewahrt (Beduinen).

Die nomadisirenden Araber nun — und von diesen ist hier die Rede — leben ebenfalls wie die Berbern in Thuars, jedoch nicht in Erdhütten, sondern unter großen Zelten, welche sie auf ihren Kamehlen von einem Ort zum andern schleppen, und dort aufschlagen, wo sie für ihre zahlreichen Heerden das beste Futter finden. Mehrere Thuars gehören wie bei den Berbern zu einem Tribus, über welchen ein Kaid, dem sie die Würde eines Fürsten beimessen, befehligt. Dieser Kaid wird aus den Schaikh's gewählt, welche die Oberhäupter einzelner Thuars oder Familien sind, und mit den Marabuts eine Art Adel bilden.

Die Hauptbeschäftigung des Arabers ist die Viehzucht. Ackerbau treiben nur jene, welche sich in den Städten angesiedelt haben. Sie besitzen gewöhnlich ungeheure Heerden und darunter eine Unzahl des vorzüglich beliebten Kamehls. Der Umstand, daß sie die Ebenen bewohnen, wo sie doch mehr in Verkehr mit den Städtebewohnern kommen, so wie vielleicht noch ein leiser Anklang an eine schönere Epoche, wo sie in Kultur und Wissenschaft die meisten andern Nationen aller Welttheile überboten, macht, daß ihr Charakter bei weitem nicht so wild als jener des Berbers ist. Sie bewahren in ihren Gebräuchen sogar einige recht edle Züge, welche sie über den Schmutz der übrigen Bevölkerung des Landes erheben. Indessen lebt in ihnen noch immer die alte Ruhmliebe und Kampflust, und wenn es daher gilt sich mit dem Schwerte Etwas zu erringen, oder die über Alles geliebte Freiheit zu vertheidigen, so sind sie wahrscheinlich die Ersten und vielleicht auch die Letzten auf dem Wahlplatze. Vielleicht mehr aus Liebe zum Kriege als aus Raublust schließen sie sich den Raubzügen der Berbern an.

Ihr vereinsamtes Leben macht sie für alle Fatiguen abgehärtet. Dabei sind sie äußerst mäßig und genügsam, und Jeder von uns würde sehr erstaunen, wenn man ihm zumuthete, sein Leben mit so kärglicher Nahrung zu fristen als es der Araber

thut. Einige Datteln, eine Schale Milch sind ihm genug, einen ganzen Tag zu leben. Hat er aber einen Gast, und ein solcher ist ihm heilig, so gibt er Alles was er besitzt, und wenn er damit auch die Vorräthe einer ganzen Woche erschöpft.

Durch ihr herumschweifendes Leben, welches sie oft in die gefahrvollsten Lagen bringt und jeden Augenblick mit einem Feind des Stammes oder mit den reißenden Thieren der Wüste zusammenführen kann, werden sie kriegerisch und ruhmliebend und durch die großartigen Naturscenen, welche sie umgeben, poetisch. Von jeher fand man unter den Arabern viele, mitunter große Dichter, und wenn man auch die Ausbrüche einer ganz ungeregelten Poesie, wie sie bei den Arabern Marokkos vorkommen, kaum in das Gebiet der Kunst setzen darf, so zeigen sie doch deutlich, was in diesem interessanten Volke schlummert. Oft hört man aus ihren Zelten die Töne einer Art von Mandoline, und den unangenehmen näselnden Gesang irgend eines jungen arabischen Helden, welcher mit den seiner Sprache eigenthümlichen glühenden Ausdrücken ein Liebeslied oder den Ruhm eines seiner Vorfahren, wohl gar aus jener blühenden Epoche arabischen Ruhmes in Spanien, mit Worten der Begeisterung singt. Und gewöhnlich fällt dann ein Chorale ein und man schlägt den Takt in der flachen Hand oder wenn ein Kampf der Gegenstand des Liedes ist, mit der helltönenden Klinge des Yatagans.

Leidenschaftlich im höchsten Grade ist dieses Volk manchem Laster unterworfen. Habgier und Raubluft sind ein paar Grundzüge seines Charakters, so wie Rachgier und Wollust.

Der Araber ist gewöhnlich ziemlich groß und schlank gebaut, mager, sehnig und sehr gewandt. Seine Haut ist gelbbraun, sein Gesicht edel geformt, sein Auge groß und flammend. Man sieht unter ihnen herrliche Gestalten und es läßt sich kaum etwas Schöneres vorstellen als einen jungen Araber, wenn er auf seinem leichten feurigen Rosse über die Steppe dahin fliegt. Ein solches Bild ist malerisch schön. Die steifen Formen der Convenienz haben noch nicht ihre eisigen Polypenarme um ihn geschlungen; er ist Mensch,

wie er aus der Meisterhand des Schöpfers entstanden, und das Thier unter ihm ein Geschöpf in der Gewalt seiner Willenskraft.

Die Kleidung des Arabers ist jener des Mauren und Berbers sehr ähnlich, je nachdem er wohlhabend oder arm ist. Der Haik wird über den Kopf gezogen und hier mittels eines Tuches oder Strickes festgehalten. Ein wollenes Hemd, ein Gürtel und gelbe Pantoffeln sind die übrigen einfachen Bestandtheile seiner Toilette. Er trägt das Haupt geschoren und pflegt seinen dünnen Bart mit aller Sorgfalt.

Die Frauen der Araber haben ebenfalls mehr Freiheit als jene der Mauren, doch sind sie nicht so ungebunden wie jene der Berbern. Sie gehen verschleiert, und entfernen diese Hülle höchstens in der Mitte ihres Thuars.

Es ist leicht möglich, daß sich die Juden nach der Zerstörung ihres Königreichs Judäa durch Vespasian, so wie in andere entfernte Länder, auch bis in die westliche Berberei geflüchtet und festgesetzt haben und daß sie wohl gar von hier aus mit den Mauren nach Spanien kamen; allein der größte Theil von den vielen Millionen dieses zersprengten und über alle Welttheile verbreiteten Volkes, welcher jetzt Marokko bewohnt, kam gewiß nach seiner Vertreibung aus Spanien im 14. Jahrhunderte hierher.

Der Jude lebt zwar von allen Nationen Marokko's im höchsten Grade verachtet und gedrückt, aber er ist ihnen doch unentbehrlich geworden, indem er den kleineren Handel des Landes und besonders in den Hafenstädten fast gänzlich an sich zu reißen wußte, wodurch er die Geistesträgheit des Marokkaners angenehm unterstützt. Hier, wie überall, bringt er sich durch Handel und Schacher fort, benützt die Unwissenheit des Mauren und Arabers zum Vortheile seines angestammten schmutzigen Geizes, sammelt sich manchmal im Schweiße seines Angesichtes ein recht artiges Vermögen und erträgt es geduldig, wie ihn der Marokkaner dafür

wie einen Hund behandelt und ihm oft wieder einen Theil seines mühsam und schlaugesammelten Eigenthums ohne alle Umstände raubt. Die Juden sind im ganzen Lande verbreitet, leben aber blos in den Städten, wo ihnen ein eigener Stadttheil angewiesen ist, den sie von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang bei Todesstrafe nicht verlassen dürfen, so wie auch an gewissen Festtagen der Mauren. Wagte sich an einem solchen Tage oder wenn z. B. ein besonderer Santon in der Stadt ankam, ein Israelite in die Stadt der Mauren und Araber, so fiele er wahrscheinlich schon früher als ein Opfer der Volkswuth, als ihn der Arm des Gesetzes erreichte.

In ihrem Stadttheile leben und handeln sie nun wie die Juden anderer Länder und pflegen ihre Gebräuche und ihre Religion, wiewohl oft nicht ohne blutige und empörende Excesse der Mauren. So z. B. fordert nicht selten die am Eingange der Judenstadt stehende marokkanische Wache von dem Eintretenden irgend ein Geschenk, und wird ihr dies verweigert, so gibt es Faustschläge und Kolbenstöße, ungerechnet der empörendsten Beschimpfungen. Oder kauft man irgend einen Gegenstand am Kramladen eines Juden und zahlt den Werth aus, so geschieht es sehr oft, daß ein nebenstehender Maure sich ohne alle Umstände einen Theil des Geldes zueignet, und hat nun der Jude das Herz dagegen mehr einzuwenden als in nutzlosen Jammer auszubrechen, so darf er auch versichert sein, mit dem Stocke, wenn nicht gar mit dem Yatagan des Mauren Bekanntschaft zu machen. Kurz es ist wirklich empörend, wenn man sieht, wie dies arme Geschlecht Abrahams in diesem Reiche behandelt wird, und es gehört von seiner Seite wirklich die größte Erniedrigung dazu, um diese Behandlung mit jener jüdischen Geduld zu ertragen, wie es der Fall ist. Aber nur dadurch erhaschen sie ihren Vortheil, nur dadurch gewinnen sie; und um Vortheil oder Gewinn thut und leidet ja der Jude Alles. Auch rächt er sich für jeden Schlag, für jeden Schimpf, den er erdulden muß, ganz gewiß, wenn auch nicht immer an den Schuldigen selbst und mit den Waffen. Seine Waffe ist List und Betrug,

und wenn er über den in den Handelskniffen nicht so erfahrnen Mauren, Araber oder Berber einen derlei Triumph feiert, dann lacht er sich in die Faust und duldet wieder jede mögliche Unbill.

Auffallend bleibt es, im Innern ihrer Häuser größtentheils viele Reinlichkeit zu sehen, sonst eben nicht die Cardinaltugend dieses Volkes; indessen verbergen sie äußerlich jeden Schein von Wohlhabenheit aufs Sorgfältigste, weil sie sonst gewiß sein dürften schon in der nächsten Stunde rein ausgeplündert zu werden. Es gehen also selbst jene Israeliten, welche unter die wohlhabenden gehören und im Innersten ihrer Häuser einen gewissen Luxus entfalten, in den unscheinbarsten, mitunter zerlumptesten Kleidern auf die Gasse.

In ihrer Kleidung sind sie streng auf ein gewisses Kostüm hingewiesen, welches sie bei der schwersten Strafe nicht ändern dürfen. Der Marokkaner muß unter Tausenden denjenigen herauskennen, welchen er nach Gutdünken zu beschimpfen und zu plündern wagen darf. Der Jude trägt ein bis an die Fußgelenke reichendes Kleid aus blauem Tuch, einen schmalen rothen Gürtel, weiße Beinkleider, gelbe Pantoffeln, mit welchen er aber niemals das Haus eines Rechtgläubigen betreten darf, und auf dem mitunter glattgeschorenen Kopfe ein blaues Mützchen. Um ihm seine Zurücksetzung recht fühlbar zu machen, darf er niemals ein Pferd besteigen, sondern muß sich auf Reisen eines Esels bedienen.

Auffallend schön sind die Weiber und Mädchen der Juden. Man sieht da Gestalten und Physiognomien, welche lebhaft an die herrlichsten Bilder der italienischen Meister erinnern. Gewöhnlich sind sie sehr üppig gebaut, beinahe etwas zu dickleibig, was übrigens hier wie bei den Orientalen zu den größten Schönheiten des Weibes gehört. Ihre Haut ist weißer als bei europäischen Südländerinnen, ihr Colorit das schönste, was man sich denken kann. Dazu haben sie ein großes, schwarzes und feuriges Auge, welches durch lange Wimpern bedeckt wird, ein rabenschwarzes, reiches Haar und einen vorzüglich feingebildeten Mund mit zwei Reihen der schönsten Zähne. — Ihr Kostüm ist der

Schönheit ihres Körpers vollkommen anpassend. Ein rothes oder blaues mit Goldtressen geziertes Leibchen umschließt knapp den Oberleib und ist durch einen Shawl um den Leib mit dem weiß und roth gestreiften ziemlich kurzen Rock verbunden. Die Arme bedecken zum Theil weite griechische Ärmel und über das Ganze flattert eine ebenfalls goldverzierte Jacke aus Seidenstoff. Das Haupt bedeckt ein schöngewundener weißer Turban oder ein eigenthümlich geschlungenes buntes Seidentuch, unter welchem das schwarze Haar in schöngeordneten Flechten hervordringt. Die nackten Füße sind mit rothen Pantoffeln bekleidet und so wie die Arme mit breiten Silberringen geschmückt. In den Ohren tragen sie jene Riesenohrringe, welche schon bei den Weibern der Mauren beschrieben wurden. Sie entstellen sich nicht so arg wie diese Letztern durch allerlei Schönheitsmittel, nur das Gelb- oder Rothfärben der Fingernägel und manchmal der inneren Handflächen haben auch sie angenommen.

Die Jüdinnen sind unverschleiert in ihren Häusern; um sich jedoch außer den Bereich derselben zu begeben, müssen sie sich in maurische Kleider verhüllen, weil sie sonst unbarmherzig jeder Insulte, selbst des elendesten Negerknaben ausgesetzt wären.

Das Mädchen entwickelt sich so schnell, daß es mit **9—12** Jahren als vollkommen ausgebildete Jungfrau auftritt und auch bald darauf heirathet. Man zeigte mir in der Judenstadt von Mequinez ein junges Weib mit einem Kinde, welches nach der Aussage seiner Familie nicht älter als **10** Jahre sein sollte! Die Blüthezeit des weiblichen Geschlechts dauert aber nur wenige Jahre. Mit zwanzig Jahren sind die Weiber schon abgelebte Matronen und so häßlich, wie alte Frauen südlicher Völker gewöhnlich sind.

In größeren Häusern leben gewöhnlich mehrere Judenfamilien beisammen und dies ist bei der Bauart ihrer Häuser, welche den maurischen ganz ähnlich sind, leicht möglich. Sie führen ein patriarchalisches Leben; der Älteste ist der Vorsteher dieser kleinen Gemeinde. Sie nehmen die Besuche von Christen gerne an, ja sie geizen dermaßen nach dieser Auszeichnung, daß

man sich vor ihren Einladungen kaum zu retten vermag. Wohl mag es ihnen ein seltener Genuß sein, sich mit Menschen zu besprechen, welche ihnen nicht mit jedem Worte die tiefste Verachtung zeigen! Und doch wissen die Mauren trotz dieser Verachtung sehr gut, was sie an diesem Volke haben, denn um es festzuhalten zahlt ein Jude für einen Paß über die Grenzen Marokko's **4**, Weiber aber **100** spanische Thaler.

Den Europäern dienen die Juden in Marokko gewöhnlich als Dolmetsch, da sie wenigstens in den Küstenstädten meistens nebst der arabischen, die sie als Muttersprache betrachten, auch die spanische Sprache geläufig sprechen, und kein Marokkaner eine andere als seine Landessprache versteht. Dies macht aber die armen Israeliten den Marokkanern nur verdächtig und jeder Streit, den einer dieser Letzteren mit einem Christen hat, muß auch gewiß zum Theil der Jude entgelten. Ist aber Marokko mit irgend einer fremden Macht in Zerwürfniß, oder wohl gar in Krieg verwickelt, dann ist das Loos dieses armen Volkes ein sehr trauriges, denn nicht selten kühlen die wilden Horden an ihm ihr Rachegefühl und es bedarf aller Anstrengung der Regierung, sie vor einem allgemeinen Blutbade zu retten.

Neger gibt es in Marokko von allen Abstufungen der Hautfarbe, vom scheußlichen Gelbbraun bis zum Ebenholzschwarz. Ihre Gesichtsbildung geht oft wirklich ins Scheußliche und kaum wird ein Affe so häßlich sein, als ein Neger aus den nördlichen Gegenden dieses Landes. Dabei ist es ein lustiges Völklein, welches durch den Schall einer Trommel oder einer elenden Pfeife bald zu Tanz und Gesang erweckt wird. Man hört in Tanger, wo die Negerinnen einen eigenen Stadttheil in elenden Hütten bewohnen, oft die ganze Nacht hindurch ihre heulenden Gesänge und den gräßlichen Lärm ihrer Musik.

Sie leben theils als Freie in der Mitte der Mauren und betreiben dann allerlei Gewerbe, oder sie sind Sclaven, über de-

ren Leben aber ihr Herr kein Recht hat, und die er mit Nahrung und Kleidung versehen muß. Diese Letzteren sind manchmal recht gut gehalten, erwerben sich das volle Zutrauen ihrer Herren und später auch die Freiheit, in welcher sie gewöhnlich noch in der Familie fortleben, wenn sie sich nämlich zum Islam bekehren.

Jene Neger aber, welche ihren eigenen Herd besitzen, stehen beinahe auf einer noch niederen Stufe als das Thier. Ihre Hütten gleichen wahren Kloaken und sie selbst, nur nothdürftig in Lumpen gehüllt, tragen alle möglichen Übel der Unreinlichkeit und des Lasters zur Schau. Und wie die Männer so auch ihre Weiber.

An ihren Festtagen halten sie oft Umzüge und führen auf der Straße ihre Tänze auf. Die Musik dazu ist nichts als eine längliche Trommel, auf welche mit einem krummen Stabe einförmig der Takt geschlagen wird und große Castagnetten aus Blech, mit denen sie einen wahren Höllenlärm machen. Der Tanz besteht in allerlei der lächerlichsten und unsittlichsten Bewegungen des Körpers von den furchtbarsten Grimassen begleitet. Durch einige unbedeutende Geschenke vermag man ihre Tanzwuth der Art zu steigern, daß ihre Bewegungen wirklich convulsivisch und grausenerregend werden.

Auch viele Renegaten treiben sich in den marokkanischen Küstenstädten herum. Gewöhnlich sind es spanische Verbrecher, welche glücklich dem Arm der Gerechtigkeit entkommen, sich hier zu allen schlechten Diensten gebrauchen lassen. Obwohl sie dem Islam angehören, werden sie doch von den Mauren verächtlich behandelt, und da man weiß, was sie nach Marokko getrieben, traut ihnen Niemand.

IV.

Religion. Frömmigkeit der Mauren. Ihre Moscheen. Die Marabuts. Die Heiligen. Die eigentlichen Heiligen oder Santons. Ihre Wohnungen, Asyle für Verbrecher. Ihre Grabmäler. Die Gaukler. Zustand der Frauen. Die Bräute. Trauungs-Feierlichkeiten. Ehescheidung. Rechtspflege. Beamte. Steuereintreibung. Die Talobs (Rechtsgelehrten). Gerichtspflege bei den Nomaden.

Die allgemein herrschende Religion in Marokko ist die mohamedanische. Nur unter den Berbern gibt es noch Stämme, welche man kaum mehr als Götzendiener nennen darf.

Als die Araber im siebenten Jahrhunderte die Berberei in Besitz nahmen, zwangen sie nach und nach die früheren Bewohner zum Islam, wobei sich vorzüglich der Statthalter Musa ben Nosseir hervorthat.

Der Maure hält seine Religionsgebräuche strenger als jeder andere Mohamedaner — er gehört zu der strengsten Secte, nämlich zu jener der Maleki, zu welcher sich alle Araber bekennen. Fünfmal des Tages besteigt der Muezzin den Thurm der Moschee, tritt auf die Terrasse, zieht eine weiße Flagge auf und ruft mit erbärmlichen Trillern seinen Spruch, welcher ungefähr sagt: „Es ist außer Gott kein Gott! Gott ist groß und Mohamed sein Prophet! Eilt in die Moschee um Gott anzubeten, und wer sich auf dem Felde oder auf der Reise befindet, der beuge sich dort, um zu beten, denn das Gebet ist überall gut!“ Und kaum ertönt dieser Ruf, so eilt Jeder, der nicht die Moschee selbst besuchen will oder kann, zum nächsten Brunnen, verrichtet daselbst die vorgeschriebene Waschung, breitet irgendwo ein Stück Teppich, eine Matte oder selbst seinen Haik auf der Erde aus

und wirft sich mit gegen Osten gewendetem Gesichte auf die Knie, um seinen Gott in einem kurzen und andächtigen Gebete zu preisen. Diese ganze Scene wird mit einer Würde, einem so heiligen Ernste durchgeführt, daß man sich unwillkührlich tief ergriffen fühlt.

Aber noch ergreifender sind diese Momente der Andacht, wenn man sie in einem Lager maurischer und arabischer Krieger erlebt. Man denke sich eine theils flache, theils hügliche Gegend mit niederem Palmgestrüppe bedeckt, aus welcher in der Ferne einsam ein paar Dattelpalmen ihr königliches Haupt erheben. Die Sonne schwebt am Rande des Horizonts und schickt ihre letzten feurigen Strahlen über die Fläche und auf die hohen Zackengebirge, welche in blauer Ferne auftauchen. Eine heilige Ruhe ist über das ganze Bild ausgegossen. Es ist als wolle die ganze Natur den Moment feiern, in welchem sich das flammende Gestirn des Tages in die Wogen des Oceans senkt. Nur auf einem kleinen Fleckchen ist noch reges Leben und Bewegung. Dort ragen weiße und braune Zelte aus dem Gestrüppe empor, welche von geschäftigen Menschen umschwärmt werden. Heerden von Kamehlen sind rings umher gelagert, Pferde, noch mit den rothen Sätteln auf den Rücken, sind überall weidend zerstreut. Doch da tritt aus einem Zelte, um welches sich die Übrigen reihen, ein alter Maure hervor. Sein Bart, wie aus Silberfäden gesponnen, reicht ihm bis an den Gürtel. Mit langgehaltenen Tönen ruft er die Stunde des Gebets, und alsobald verstummt jeder fremde Laut. Jeder verrichtet die Waschung an der nahen Quelle oder im reinen Sande und eine Schaar Andächtiger eilt zum Zelte des Führers, kauert sich ringsumher im Halbkreise nieder und spricht mit ernster feierlicher Stimme die Gebete des Priesters im Chore nach.

Die Moscheen der Mauren sind in ihrer innern Einrichtung wahrscheinlich jenen der Orientalen ganz gleich. Dies näher zu beurtheilen ist aber unmöglich, da es jedem Ungläubigen, ob nun Christen oder Juden, bei Todesstrafe verwehrt ist, diese

geheiligten Gebäude zu betreten. So viel sich durch den offenstehenden Eingang sehen läßt, enthalten sie eine große gewölbte Halle, in deren Mitte sich ein Bassin zu den heiligen Waschungen befindet. Oft ist selbst die Schwelle des Einganges ein solches ganz seichtes Bassin, in welches das klare Wasser einer nahen Quelle rieselt. Der in die Moschee Eintretende legt hier die Pantoffeln ab, welche entweder vor dem Eingange stehen bleiben oder in eine Mauernische gestellt werden, taucht die Füße in das Wasser der Schwelle und betritt das Heiligthum.

Noch öfter sind neben der Moschee in sehr hübsch verzierten kleinen Gebäuden Röhrbrunnen, wo die Beter ihre Waschung verrichten und jeder Wanderer einen frischen Trunk Wasser, diesen köstlichsten Genuß in diesem heißen Klima, erhalten kann. Bei diesen Orten sieht man gewöhnlich, wenn sie nicht mitten in der Stadt liegen, die üppigste Vegetation und die höchsten Palmen.

Von außen sind in Marokko die Moscheen anders gestaltet als jene des Orients. Es fehlen hier nämlich die schlanken zierlichen Minarets, welche einer orientalischen Stadt ein so eigenthümliches Aussehen geben. Hier erhebt sich dafür ein hoher viereckiger, meist sehr plumpgebauter Thurm, von dessen Terrasse sich noch weiter ein kleines Kuppelthürmchen erhebt. Auf der Terrasse ruft der Muezzin zum Gebete und an dem kleinen Thürmchen pflanzt er seine weiße Flagge auf. Die Thürme sind meistens mit einer Art Mosaik aus farbigen Ziegeln verziert, was nicht übel läßt.

Die nomadisirenden Araber, so wie jene Berberstämme, welche sich zum Islam bekennen und nicht Götzendiener sind oder vielmehr gar keine Religion haben, nennen ihre Priester Marabuts. Ein solcher Marabut, von denen jeder Tribus oder selbst viele Thuars die ihrigen haben, ist ein sehr mächtiges Individuum; denn der Araber wie der Berber unternimmt kein wichtigeres Geschäft, ohne sich bei ihm Raths zu holen. Der Marabut bestimmt, ob der Stamm, über welchen er seinen Einfluß ausübt, einen Kampf beginnen oder selben beenden soll; ob der

Tribus seine Lagerplätze verlassen und in andere Gegenden ziehen soll; ob man die von der Regierung verlangten Steuern bezahlen oder verweigern soll. Er schließt Ehebündnisse und trennt sie wieder; er schlichtet Streitigkeiten zwischen Einzelnen und ganzen Stämmen, kurz er ist der oberste geistliche und weltliche Rathgeber und Richter seines Stammes. Die Verehrung, welche ihm das Volk zollt, geht bis zur Abgötterei, und er führt dabei das beste Leben, weil er für jeden Rath, für jeden Richterspruch mit den reichlichsten Geschenken überhäuft wird, und der rohe Araber und Berber lieber halb verhungert als seinen geliebten Marabut darben läßt.

Daß sich nun diese Klasse Menschen, welche meistens die Schlauesten ihres Stammes sind, diese unbedingte Verehrung sehr zu Nutzen machen, ist wohl natürlich und es bleibt für die Regierung dieser wilden Völker gewiß eine der wichtigsten Maßregeln sich die Marabuts zu gewinnen, da im Gegentheile jede Aufforderung zu Friede und Ordnung ganz umsonst ist, wenn diese das Volk zum Kriege entflammen.

Darum nimmt aber auch jeder Krieg mit Marokko ganz sicher gleich den Charakter eines heiligen Krieges an, und hat sich das ohnedem mit dem unbändigsten Fanatismus erfüllte Volk zu diesem erhoben, wird es durch seine Priester zu einem solchen entflammt, dann gleicht es auch gewiß dem sturmgepeitschten Meere, welches Woge um Woge an die Felsküste schleudert, unbekümmert, ob dort ihre zerstörende Wuth ihr Ziel erreicht, oder ob sie zerschellt auf die nachfolgende Woge zurücksinkt. — Das zum Kampfe rufende Wort des Marabuts ist der Blitz, welcher aus schwarzer Gewitterwolke zuckt und seinen rasenden Flug auf einen mit Schießpulver gefüllten Thurm richtet!

Sehr oft begegnet man in Marokko Heiligen. Jedem Priester (selbst die Priester der Christen nicht ausgenommen), jedem Schriftausleger, Richter oder besser unterrichteten Manne wird ein gewisser Grad von Heiligkeit zugemuthet, so wie jenen Personen beider Geschlechter, welche die Reise zum Grabe des

Propheten vollbrachten, und welche man dadurch sehr leicht erkennt, daß sie mit einem blauen Haik oder Selham bekleidet sind, und ihren Namen das Wörtchen el Hatsch (hagi haji, zu deutsch der Pilger) vorsetzen, wie z. B. el hatsch Mohamed, el hatsch Embarik, hatscha Ariffa u. s. w. Alle diese Personen genießen besondere Vorrechte und erringen sich leicht eine gewisse Macht und daher ist es von außerordentlichem Vortheil, wenn man sich als Reisender in diesen Ländern unter dem Schutze eines solchen Hatsch oder Hagi befindet.

Die eigentlichen Heiligen aber sind die sogenannten Santons. Diese bilden eine eigene Kaste, welche im ganzen Lande verbreitet ist und ihre Heiligkeit gewissermaßen als Handwerk betrachtet. Ihre Würde erbt sich vom Vater auf den Sohn, selbst öfters auf den geliebten Sclaven und man sieht nicht selten Knaben im zartesten Alter, welche bereits mit dem blauen Burnus bekleidet auf Eseln reitend im Lande umhergeführt werden, dem Volke ein paar eingelernte heilige Sprüche vorsagen, allerlei natürliche Wunder verrichten und dafür Kniebeugungen, Hand- und Fußküsse, und die der Habgier ihrer Familie wohl am meisten zusagenden Geschenke einernten.

Auch unter den Weibern gibt es solche Santons, und es ist der Widerspruch kaum zu begreifen, welcher sich dadurch erzeugt. Der Marokkaner, wie jeder andere Bekenner der mohamedanischen Religion, läßt die Seele des Weibes aufhören, wenn der Körper stirbt, während die Seele des Mannes in sieben Himmeln den Lohn ihrer Thaten genießt, und das Weib ist daher weder zum Gebete noch zum Besuche der Moscheen gehalten. Und dennoch vermag es zur Heiligen zu werden, der man nach dem Tode ein schönes Grabmal errichtet, und dennoch wandert das Volk gläubig zu einem solchen Grabmal, um die Verstorbene um Hilfe und Fürbitte anzuflehen.

Die Santons theilen sich in mancherlei Secten. Man erzählt darunter von einer, welche alle Jahr einmal einen großen Umzug in den Städten hält, nachdem sich ihre Mitglieder aus

allen Gegenden des Reiches gesammelt haben, und welche aus einer Horde Rasender zusammengesetzt scheint. Unter Vortragung einer Fahne stürzt sich dieser Zug halb nackter Männer heulend in die Straßen der Städte, geißelt sich den Leib, zerfleischt ihn mit den langen Fingernägeln und selbst mit Messern, daß das Blut in Strömen herabfließt, reißt die wenigen Lappen, welche die Glieder noch bedeckten, schamlos herab, wälzt sich im Staube und Unrath, zerreißt Alles, was ihm vorkommt, mit den Zähnen wie das wildeste Thier, saugt noch im Todeskampfe zuckenden Thieren das Blut aus, frißt die scheußlichsten Gegenstände, kurz hört vollkommen auf Mensch zu sein. Nähert sich ein solcher Zug einem bewohnten Orte, so flüchtet sich Alles in die Häuser, besonders aber jeder Christ und Jude, welcher, fiele er in seine Hände, unfehlbar geopfert würde; denn die Raserei dieser Ungeheuer kennt keine Grenzen. Selbst maurische Frauen und Mädchen werden, wenn sie diesen Heiligen in die Hände fallen, auf öffentlicher Straße geschändet, ohne ihnen übrigens ein anderes Leid zuzufügen.

Und dennoch genießen diese Menschen eine demüthige Verehrung und dennoch preist sich jeder Thuar, jede Stadt glücklich, wo sich diese Rasenden zeigen!

Die Zahl der im Lande verbreiteten Santons vermehren noch die Unzahl von Blödsinnigen und Narren, welche Ausschweifungen aller Arten erzeugen, und welche ebenfalls für heilig gehalten werden. Beinahe an jeder Straßenecke sieht man ein paar solche Elende liegen, nur auf das Nothdürftigste mit wenigen Lumpen verhüllt, desto mehr aber mit dem scheußlichsten Aussatze und Ungeziefer begabt, Hals und Arme mit allerlei Amuletten behängt, die Nase unablässig mit scharfem Tabak anstopfend. Man kann sich kaum etwas Gräßlicheres und Ekelhafteres vorstellen, als einen Santon dieser Gattung. Und je blödsinniger der Kerl ist, einen je scheußlicheren Anblick er gewährt, desto mehr verehrt man ihn. Er darf sich Dinge erlauben, die in das Unerhörte gehen. Jede maurische Frau sucht seine Begegnung zu

vermeiden, denn Niemand wagt es sie zu retten, wenn ein solches Ungeheuer seine lüsternen Augen auf sie wirft.

Die Santons ziehen im Lande umher, heilen durch Zauberformeln und Besprechungen Menschen und Thiere; verhindern die üblen Folgen von Schlangenbissen und bösen Blicken; beschwören Thierseuchen und Mißwachs; schlitzen den abergläubischen Arabern und Berbern die Haut am Arme auf und stecken ihnen in diese Öffnung einen bekritzelten Zettel, welcher sie vor jeder Kugel schützt, so lange sie Gott und den Propheten nicht erzürnen.

Ihre Wohnungen, theils in Erdhöhlen, theils in kleinen gemauerten Gebäuden, welche ihnen die Volksverehrung erbaut, bestehend, bieten jedem Verbrecher ein sicheres Asyl, wo ihn klugerweise selbst der Sultan nicht verfolgen darf, und wo er sich vor dem rächenden Schwerte retten kann, um vielleicht dem Hungertode zu verfallen. Oft bezieht sich dieses Asyl auf eine weite Strecke, ja auf ein großes Gebiet im Umkreise der Wohnung des Santons und besteht auch dann noch, wenn der Heilige längst schon todt ist, und selbst sein Grabmal nur einem elenden Trümmerhaufen gleicht. So ist z. B. bei der Stadt Sarhaun das Grabmal eines einst sehr mächtigen Santons, Sydi el Drys, welches sowohl die Stadt, als die ganze Umgebung auf mehrere Stunden in sein schützendes Gebiet rechnet.

Grabmäler der Santons gibt es in Marokko eine Unzahl. Gewöhnlich sind es kleine, achteckige mit einer Kuppel versehene Gebäude auf Hügeln oder an Quellen oder in kleinen Wäldchen, welche die lieblichsten Bilder gewähren, da sich an selben Palmen und blühende Gesträuche befinden, was in diesen Gegenden, wo die Vegetation in den heißen Sommermonaten ohnedem so sparsam vorkommt, einen höchst wohlthuenden Eindruck macht. Wenn man so tagelang durch die einsamen, öden Steppen wandert, auf welchen nur das braungrüne niedere Palmgestrüppe fortkommt, und wo die Erde, durch die entsetzliche Sonnenhitze versengt, gelbbraun, durch stundenlange, fuß-

breite Risse zerklüftet, den traurigsten Anblick bietet, dann ist ein solches umbuschtes, grünumranktes Santonsgrabmal gewöhnlich ein Gegenstand des höchsten Interesses und der angenehmsten Aufregung, von welchem man sich kaum zu trennen vermag. Sein Anblick gewährt vielleicht dieselbe Empfindung als auf hoher See ein grünes Eiland, und wenn es auch nur ein bewachsener Felsenriff wäre.

So wie jeder, der auf die Phantasie dieser wilden Völker zu wirken versteht, bald eine religiöse Verehrung erwirbt, so ist dies auch mit den Gauklern der Fall, welche besonders als Schlangenbändiger von Ort zu Ort ziehen. Ein solcher Schlangenbändiger hat in einem Sacke eine Anzahl Schlangen, oft die herrlichsten Exemplare, und stellt sich damit auf einen öffentlichen Platz, wo ihn bald das Volk in dichtem Gewühl umgibt. Nach einigen Kniebeugungen und Gebeten, welche heulend vorgetragen werden, nimmt er eine der Schlangen hervor, läßt sie eine Weile nach dem Ton einer Pfeife tanzen, ergreift sie dann mit der Hand, reizt sie zur höchsten Wuth, läßt sich von ihr in die Arme, Brust und selbst ins Gesicht beißen, daß ihm das Blut herabträufelt und schlingt sie dann um den Hals. Und so macht er es mit seinem ganzen Schlangenvorrathe, bis er endlich mit Blut besudelt und mit seinem züngelnden Halsschmucke einen entsetzenerregenden Anblick gewährt. Einige kleine Münzen lohnen ihn für das Schauspiel, wofür er auch gewisse Amulette gegen den Biß giftiger Schlangen austheilt.

Überhaupt herrscht unter diesen Völkern eine sehr große Hinneigung zum Aberglauben und besonders unter den nomadisirenden Stämmen, was übrigens nicht zu wundern ist, wenn man bedenkt, wie diese Menschen oft jahrelang ganz abgeschieden leben, und wie ihre Phantasie durch den erhabenen Anblick der Natur, die sie mit all ihren Wundern beständig vor Augen haben, aufgestachelt werden mag.

Ihr Aberglaube erstreckt sich aber auch auf das Leben in den Städten und mischt sich selbst in ihre Religion. So z. B.

gibt es ein religiöses Fest, an welchem die Mauren eine Fülle der delikatesten Speisen in ein gewisses geheimes Kabinet des Hauses stellen, damit die bösen Dämonen davon genießen, und ihren verderblichen Einfluß von der Familie abwenden mögen.

Daß die meisten dieser Santons aller Gattungen schlaue Betrüger sind, welche auf Unkosten des abergläubischen Volks ihrer Habsucht und vielleicht selbst einer Art von Eitelkeit fröhnen, versteht sich wohl von selbst. Jeder der einen Rang im Staate zu erreichen strebt, wird auch suchen, wenigstens die Würde eines Hatsch (Meccapilgers) zu erringen, weil er dann schon sehr Vieles vor Andern voraus hat, und leichter auf jene Halbmenschen, seine Untergebenen zu wirken vermag.

Die Frauen der Marokkaner erscheinen niemals in der Moschee und sind selbst nicht einmal gehalten, im Hause ein Gebet zu verrichten; denn bekanntlich glaubt der Bekenner des Islams, daß für sie nach dem Tode keine Zukunft bestehe, und sie nur zum Vergnügen des Mannes auf die Erde gesetzt wurden.

Jeder Mann hat das Recht, vier Frauen zu nehmen, wenn er sie zu ernähren vermag, jedoch nebstdem eben so viele Odalisken (weibliche Dienerinnen), als ihm eben gefällig ist. Sultan Abderrhaman soll deren einige Hundert haben.

Diese Weiber sind bei den Mauren in Harems gesperrt und sehen von der Welt nichts, bis sie ein gewisses Alter erreicht haben, wo ihnen erlaubt wird, verschleiert das Haus zu verlassen um Einkäufe zu machen und sich gegenseitig zu besuchen. Mit fremden Männern stehen sie also in keinerlei Verbindung, da selbst die intimsten Freunde des Mannes nicht in jenen Theil des Hauses geführt werden, welchen die Frauen bewohnen, sondern ihre Besuche und Geschäfte entweder in der Vorhalle oder in einem dazu eigens bestimmten Raum, wenn nämlich das Haus sehr groß ist, abmachen; und es ist durchaus unmöglich, daß ein junger Mann das Mädchen, welches er zu heirathen ge-

denkt, früher sehen kann, es sei denn, daß ihm dies durch eine besondere Gunst des Vaters oder durch die List der Mutter gestattet wird, welche nicht selten die Sitte, daß der Mann niemals seinen eigenen Harem betreten darf, wenn sich vor der Thüre desselben fremde Frauenpantoffeln befinden, mit Gefahr ihres eigenen Lebens benützt.

Das Geschäft Ehen zu stiften, haben alte Weiber, welche es sich sehr angelegen sein lassen, Mädchen, von denen sie durch Geschenke bestochen werden, jungen Männern anzurühmen. Gewinnt nun einer dieser Letzteren für eine der Angerühmten Interesse, so sendet er die gut bezahlte Alte in das Haus derselben, und läßt sie alles genau auskundschaften, was er in Bezug auf die Reize und Vermögensumstände seiner künftigen Braut wissen will. Ist er nun damit zufrieden, und versichert die Alte, daß das Mädchen sich nicht abgeneigt zeige, so läßt er ebenfalls durch sie bei den Ältern anhalten. Natürlich benützen dies die schlauen alten Weiber, und spielen ein doppeltes Spiel, indem sie auch den Vätern der Mädchen gegen einige glänzende Geschenke versprechen, für ihre Töchter erwünschte Männer zu procuriren.

Daß auf diese Weise oft beide Theile arg betrogen werden, ist natürlich, und wie manches blutige Geheimniß mögen die Harems aus dieser Ursache in sich verschließen; denn wenn auch das Gesetz dem Mauren nicht gestattet, frei über das Leben seiner Weiber und Odalisken zu schalten, so steht doch sein Harem unter keinerlei Controlle und er vermag ihn selbst gegen fremde Frauen zu verschließen, wenn es ihm gutdünkt. Das Weib ist also seiner Willkühr überlassen, sobald es die Schwelle seines Hauses überschreitet, und keinerlei Rücksichten binden ihn, an diesem armen Geschöpfe jede mögliche Rache zu nehmen, da es für ihn ja nicht einmal mit einer Seele begabt ist, sondern jeder anderen Sache gleichsteht.

Sind die Väter der jungen Leute endlich übereingekommen, ihre Kinder zu vereinen, so begeben sie sich zum Cadi (Richter), theilen es ihm mit, und bestimmen gegenseitig die Mitgift und

andere Bedingungen. Dieses trägt der Cadi in sein Register ein, worauf er ein Glas gezuckertes Wasser bringt, welches die beiden Contrahenten zur Bekräftigung ihres Wortes austrinken. Endlich knieen alle Drei nieder und verrichten die Feata, ein Gebet um Segen zu dem geschlossenen Bund, worauf man noch den Tag der Vereinigung des Brautpaares bestimmt, und somit den ersten Act der ganzen Verhandlung beendet.

Von diesem Tage an wird das Mädchen für ihren neuen Stand gehörig vorbereitet, was besonders darin besteht, daß sie sich noch so viel als möglich die größte Schönheit, nämlich die gehörige Dickleibigkeit durch vieles Essen zu verschaffen sucht. Zugleich beschäftigt sie sich mit der Verfertigung eines zierlich ausgenähten Hemdes für ihren künftigen Ehegemal, mit welchem sich dieser in der Brautnacht bekleidet. Ist aber der Tag der Vereinigung wirklich herbeigekommen, dann wird schon des Morgens damit angefangen, die Braut zu schmücken. — Sie nimmt ein Bad, zieht die für eine Frau bestimmten Kleider an, erhält die schweren silbernen Ringe um Arme und Füße, welche sie bis zur Geburt des ersten Kindes behält, salbt sich das Haar und wendet alle jene Toilettenkünste an, welche schon früher beschrieben wurden, und welche nach marokkanischen Schönheitsbegriffen die Reize eines Weibes erhöhen, und worunter noch eine auf die Stirne blau oder roth eingeätzte oder vielmehr tätowirte Blume gehört.

So ausgerüstet erwartet die Braut, von ihren Ältern, Verwandtinnen und Gespielen umgeben, die Stunde der Ankunft des Bräutigams, welche mit Sonnenuntergang eintritt, worauf sie dann nach einigen Abschiedsceremonien in eine Art von Käfig, welcher mit weißem Musselin überzogen ist, gesetzt, auf ein weißes Maulthier gehoben und nun im feierlichen Zuge in ihre künftige Behausung geführt wird.

Ein solcher Zug — natürlich spreche ich nur von wohlhabenden Mauren, denn der Arme hat wie überall, auch hier weniger Ceremonien nöthig um sich ein Weib zu nehmen — ein

solcher Zug also hat ein ganz eigenthümliches Aussehen und macht sich durch den furchtbarsten Tumult in der ganzen Stadt bemerkbar. An der Spitze desselben geht die beliebte Musik der Marokkaner, bestehend aus einer Art von Hoboe, welches aber höchstens drei Töne gibt, welche so stark als möglich herausgeblasen werden und in der langen Trommel. Man kann sich kaum etwas Ohrenzerreißenderes vorstellen als diese Musik, welche ohne alle Melodie nur in dem abwechselnden Herausstoßen der langgezogenen widerlichen Töne jener Pfeifen und in langsamen oder schnell erfolgenden Schlägen auf das ziemlich schlapp gespannte Trommelfell besteht.

Nach der Musik kommt der Bräutigam in seinen Haik dicht verhüllt zu Pferd, umgeben von seinen nächsten Verwandten und Freunden, welche weiße Tücher schwenken, als wollten sie ihm damit Kühlung zufächeln oder die Mücken abwehren. Nach diesem folgen die Verwandten der Braut mit Laternen, endlich das weiße Maulthier mit dem Käfige, in welchem die Braut sitzt, und welchem sich ein Haufe Volks anschließt, der durch das unbändigste Geschrei und durch zahlreiche Flintenschüsse seiner frohen Stimmung Luft macht. Alle Terrassen der Häuser, an welchen der Zug vorüberkommt, sind mit vermummten Frauen besetzt, welche ihr durchdringendes lu, lu, lu, lu, je, je, je, je, gellend erschallen lassen. Es ist ein wahrer Höllenlärm, der sich aufs Höchste steigert, wenn der Zug am Hause des Bräutigams anlangt. Jetzt wird der Käfig auf die Erde, dicht an die Thüre gestellt, in welcher bereits der Bräutigam Posto gefaßt hat, die Verwandten breiten ihre Haiks darüber und unter dieser Hülle, unsichtbar für alle Umstehenden, schlüpft die Braut in ihr neues Asyl, welches sich sogleich hinter ihr hermetisch verschließt. Und damit hat nun die ganze Feierlichkeit ihr Ende erreicht. Aber bei den Hochzeiten der Neger beginnt jetzt erst die wahre Lustbarkeit, indem man die ganze Nacht hindurch mit Essen, Musik und Tanz hinbringt.

Viel weniger Umstände macht die Verheirathung bei den

nomadisirenden Arabern und Berbern. Hier ist das Ganze mehr ein Handelsgeschäft als eine religiöse Feierlichkeit.

Da der junge Araber oder Berber leicht die Gelegenheit hat, die Mädchen seines Volkes unverschleiert zu sehen und seine Wahl mehr nach Geschmack einzurichten, so geht er selbst zum Vater seiner Erwählten und bietet ihm für selbe eine Summe Geldes oder einige Stück Vieh an. Nun beginnt der Handel, welcher oft längere Zeit dauert, da die angebornen Haupteigenschaften dieser rohen Völker, Habsucht und Geiz, hiebei in vollste Wirksamkeit treten.

Sind sie endlich übereingekommen, so gehen sie zum Marabut, welcher ebenfalls erkauft werden muß, um ihren Bund durch sein Gebet zu bekräftigen; der Kaufschilling wird ausgezahlt und das Mädchen ohne alle Umstände und Ceremonien ihrem künftigen Herrn übergeben.

Sehr oft kommt es, besonders bei den Mauren vor, daß Ehen getrennt werden, was wohl nicht zu wundern ist, wenn man die Art der ganzen Verhandlung bedenkt. Ist also ein Mann mit seinem Weibe nicht zufrieden — vom umgekehrten Falle kann hier keine Rede sein, weil niemals eine Rücksicht darauf genommen würde — so findet er sich entweder mit seinem Schwiegervater durch Geld ab, und dieser nimmt seine Tochter wieder zurück, oder er bringt seine Klage beim Cadi vor, welcher, wenn er nämlich gut gezahlt wurde, den Vater des Weibes bestimmt, sie wieder zurückzunehmen. — Welche Tage sich aber ein solch armes Geschöpf damit bereiten mag, kann man sich vorstellen; allein darüber wird sich niemals etwas Bestimmtes sagen lassen, da das Innere des Harems für Niemanden offen steht!

Wie es in Marokko mit der Rechtspflege aussieht, haben wir schon weiter oben durch ein Beispiel gezeigt, wo nämlich von der Eintreibung der Steuern bei den Berberstämmen die Rede war. Und wirklich geht es bei den Mauren nicht viel besser,

Der Sultan ist unbeschränkter Despot, sein Wille das höchste Gesetz, dem er nur durch die verschieden deutsamen Sprüche des Korans zu Hülfe kommt, wo er es etwa für nöthig erachtet den Schein der strengen Gerechtigkeit sich zu gewinnen; und da er im Reiche die höchste religiöse Person ist, so wird ihm dies auch nicht schwer, und um so weniger, wenn er sich selbst den Grundsätzen des Korans streng unterzieht. Hat er die Imam's (Priester der Mauren) und die Marabut's auf seiner Seite, so hat er auch das Volk in seiner Faust. Wehe ihm aber, wenn dies nicht der Fall ist! Dann bricht der Thron unter ihm zusammen und er büßt mit seinem Leben für seine Unklugheit, wie die marokkanische Geschichte gar viele blutige Beispiele aufzuweisen hat.

Sehr oft hält der Sultan öffentliches Gericht, wobei sich jeder seiner Unterthanen dem Throne nähern darf. Er prüft die Klagen, verurtheilt die Schuldigen durch seinen unwiderruflichen Ausspruch, und läßt an ihnen gewöhnlich sogleich die Strafe vollziehen. Ja es gab Ungeheuer auf dem Throne von Marokko, welche diese meist blutigen Urtheile mit teuflischer Lust gleich eigenhändig vollzogen, wie dies z. B. bei Muley Ismael im Anfange des vorigen Jahrhunderts der Fall war.

In den verschiedenen Provinzen des Reiches sind die vom Sultane eingesetzten Statthalter die oberste Gerichtsperson. Sie befehligen nicht nur die bewaffnete Macht, sondern sind zugleich Civilgouverneure, welche die vorkommenden Verbrechen richten und die öffentlichen Einkünfte verwalten.

Natürlich ist dies Letztere der schwerste Theil ihrer Pflichten, denn mit der Criminaljustiz nimmt man es in einem Lande nicht so genau, wo es eben kein besonderes Aufsehen macht, wenn auch einige unschuldige Köpfe vom Rumpfe getrennt werden.

Nur die Zölle der in den Hafenstädten einlaufenden Schiffe nimmt ein eigener Beamter ein, welcher dabei natürlich seine eigene Habsucht frei walten läßt. Der jetzige Sultan Muley Abderrhaman war früher Director dieser Zollbeamten und

es sollen sich von daher hauptsächlich die ungeheuern Schätze herschreiben, welche er besitzt. Indessen mögen ihm jedenfalls die Umstände und Verhältnisse besonders günstig gewesen sein, denn nicht selten geschah es, daß ein solcher Beamter, wenn sein Reichthum dem jeweiligen Herrscher verrathen wurde, unter einem nichtigen Vorwande von diesem überfallen, gemordet und seiner Schätze beraubt wurde.

Die gefährlichste Epoche für einen Statthalter ist, wie schon gesagt, jene, wo der Sultan die Steuern abverlangt. Durch seine Spione bereits von dem Erträgnisse der Felder und Heerden unterrichtet, bestimmt er dem Statthalter ohneweiters die Summe welche ihm abgeführt werden muß, und zwar ist diese Forderung immer aufs Höchste gestellt. Sieht nun dieser wirklich die Unmöglichkeit ein, dem Wunsche des Despoten nachzukommen, oder ist er vielleicht zu dieser Ansicht von den Unterthanen erkauft, was ebenfalls nicht selten Statt findet, und er wagt es, ganz demüthige Gegenvorstellungen zu machen, so läuft er jedenfalls Gefahr die Gunst des Sultans zu verlieren oder wohl gar den bestimmten Befehl zu erhalten das Mangelnde aus seinem eigenen Säckel zu ergänzen, wenn er nicht mit dem Gefängnisse zu Fez oder Mequinez Bekanntschaft machen will.

Manchmal ist indessen der Sultan besser gelaunt, und befiehlt nach einer solchen Weigerung, daß der Statthalter die verschiedenen Schaikh's seiner Provinz in der Moschee versammle und von ihnen einen Eid abverlange, daß ihre unterstehenden Tribus wirklich nicht mehr als die angegebene Summe zu entrichten vermögen, und stellt sich dann mit der geringeren Abgabe zufrieden. Oft aber gilt ihm selbst der Eid nichts und es tritt dann jenes grausame Verfahren mittelst Waffengewalt ein, wie es oben beschrieben wurde.

Wie das Land darunter gedeihen mag, ist einleuchtend. Ließe es auch die Indolenz seiner Bewohner nicht wirklich größtentheils als Steppe liegen, so würde es doch ganz gewiß bald die unersättliche Habgier seiner grausamen Beherrscher dazu machen.

Und dies wird sich nicht ändern, so lange sich nicht die ganze Organisation dieses Reiches ändert, und ewig wird der herrliche Boden brach liegen bleiben und alle Schätze, welche die Natur auf diesen Erdstrich so verschwenderisch ausgestreut!

Die Talebs sind Gesetzkundige, und geben den auf das Eigenthum bezüglichen Klagen und Streitigkeiten die gerichtliche Form. Können sich die Parteien aber nicht vergleichen und kommt es zum Prozesse, dann treten die Cadi's in Wirksamkeit und wo diese mit ihrer Weisheit nicht mehr auslangen oder wenn sich die Parteien noch immer nicht zufriedenstellen, muß der Statthalter einschreiten, der dann gewöhnlich einen Machtspruch thut, welchem er gleich die ausübende Gewalt auf dem Fuße nachfolgen läßt.

Betrifft aber der Prozeß einen Criminalfall, dann entscheidet gewöhnlich der Statthalter selbst, und es tritt dabei das von Mohamed verordnete Gesetz der Wiedervergeltung ein, welches oft so traurige und empörende Ungerechtigkeiten nach sich zieht.

Bei den nomadisirenden Arabern und Berbern ist die Rechtspflege noch viel weniger umständlich. Der Marabut, der Schaikh sind die Richter der vorkommenden Justizfälle, und Letzterer fällt sodann das Urtheil und läßt es sogleich vollziehen. Hat er dabei die Stimme des Priesters für sich, so darf er auch gewiß sein, daß das Volk auf seiner Seite ist, und so fest steht das Vertrauen zu demselben, daß sich der Verurtheilte meistens ohne Murren dem Spruche unterzieht.

V.

Das Heerweſen. Regelmäßige Truppen. Das Gros des Heeres. Seine Bewaffnung und Disciplin. Kampfweiſe. Volkszählung. Rekrutirung. Das Aufgebot. Seine Disciplin. Die Reiterei. Ihre Kleidung und Waffen. Waffenſpiele und Fechtart. Der Yatagan. Zäumung der Pferde und Kampfweiſe. Das Pulverſpiel (melabd el baro). Die Leibwache. Die Artillerie. Das Befeſtigungsweſen. Die Marine.

Das Militärweſen ſteht in Marokko natürlich auf einer eben ſo niederen Stufe wie alles Übrige. Der Maure wie der Araber und Berber ſind geborne Krieger, denn jeder Waffenfähige der Erſteren wird ſogleich das Schwert ergreifen, wo es gilt ſein Eigenthum zu wahren, und die beiden Letzteren noch eher dann, wo ihnen eine günſtige Gelegenheit zum Rauben entgegenſieht. Man könnte daher füglich dieſe Völker in ein Vertheidigungs- und in ein Angriffsheer abtheilen, wenn ſich hier überhaupt außer im Kriege von einem Heere reden ließe.

Regelmäßige Truppen beſtehen eigentlich, außer der Leibwache des Sultans, gar nicht, ſondern das Heer bildet ſich zur Zeit des Krieges durch das allgemeine Aufgebot, welches ſich auch, wenn es durch die verſchiedenen Diener der Religion aufgerufen worden, in großen Maſſen erhebt. Allein außer dieſen großen, fanatiſch entflammten Maſſen hat das Heer nicht viel Kriegeriſches an ſich; denn es iſt über alle Beſchreibung ſchlecht bewaffnet und noch ſchlechter organiſirt und geführt, und würde alſo dem Angriffe einer geregelten Truppe wenig reellen Widerſtand leiſten können.

Trotz dem würde aber doch jeder Krieg in dieſen Ländern langwierig und ziemlich blutig ausfallen, denn die Zurückge-

schlagenen würden sich zwar wie die Wölfe nach dem ersten gutgezielten Schusse zerstreuen, aber auch eben so bald wieder zurückkehren und mit erneuerter Wuth über ihre Feinde herfallen. Und wenn sie auch unzähligemal blutig zurückgejagt würden, so erschienen sie gewiß wieder und würden durch diese mit allen möglichen Grausamkeiten ausgeführten Neckereien den Angreifer beständig im Athem erhalten, ermüden, ja bis zur Verzweiflung bringen.

Dazu käme ihnen noch die Beschaffenheit ihres von allen Hülfsquellen zum Kriegführen entblößten Landes und das einen Theil des Jahres für jeden Europäer unerträgliche Klima zu Hülfe.

Wir sahen, welche Kämpfe die Franzosen in Algier zu bestehen hatten und noch immer unausgesetzt bestehen werden, um sich nur einigermaßen auf einem schmalen Küstenstrich und einigen Hauptpuncten des innern Landes festzuhalten — was würde also erst eine Macht bei einem Angriffe auf Marokko zu bekämpfen haben, wo doch dieses Reich ausgedehnter und arrondirter als Algier ist, und im Süden in unmittelbarer, nicht durch eine ungeheure Sandwüste getrennter Berührung mit Reichen ist, welche ihm, ist einmal der heilige Krieg verkündet, seine unversiegbaren Menschenfluthen zusenden würden!

Wie gesagt, das Militärwesen Marokko's ist ein elendes zu nennen, ja es verdient kaum diesen Namen, wie wir gleich aus den nachfolgenden Beschreibungen ersehen werden; allein darum wäre doch ein Krieg mit dieser Macht keine so leichte Sache, als sich vielleicht Mancher vorstellt, welcher das Kriegführen mit diesen wilden Völkern nur nach gewissen hochtrabenden Zeitungsartikeln kennt, und wir dürften vielleicht recht bald die Bestätigung dieser Behauptung erleben. Ein Krieg mit solchen wilden Horden, welche durch religiösen Fanatismus zur Rache entflammt, wie reißende Thiere auf ihren Feind stürzen, oder mit der Schlauheit einer Tigerkatze in allen möglichen, ihnen natürlich wohlbekannten Schlupfwinkeln auf selben lauern, bis er sich sicher ge-

mug glaubt, um dann deſto ungefährdeter über ihn herzufallen und ihn, ehe er ſich's verſieht, zu erwürgen — ein ſolcher Krieg iſt immer eine Art von Vertilgungskrieg. Hier gilt es nicht mehr künſtliche Operationen zu machen, günſtige Stellungen zu nehmen und den Feind zu zwingen, ſich mit Maſſen unſeren Maſſen entgegenzuſtellen — hier gilts einen Kampf des Einzelnen mit dem Einzelnen auf Leben und Tod, ein blutiges Ringen, welches nicht eher endet, als bis der eine Theil verröchelnd am Boden liegt.

Jährlich findet durch die Statthalter der verſchiedenen Provinzen des Reiches eine Volkszählung auf offenem Felde Statt, welche übrigens ſo ziemlich mangelhaft ausfallen mag, beſonders bei den Berberſtämmen, welche einem Rufe des Sultans und ſeiner Beamten meiſtens nur dann gehorchen, wenn es ihnen gefällt.

Bei dieſer Verſammlung wird zugleich beſtimmt, wer ſich bei einem Aufgebot unter die Waffen zu ſtellen habe, ſo wie die Eintheilung in die verſchiedenen Truppengattungen. Ohne Rückſicht auf die Tauglichkeit des Individuums zu einer oder der andern Waffengattung wird es entweder zum Fußvolke, zur Reiterei, zur Artillerie oder zur Marine beſtimmt, und ohne irgend eine Vorkenntniß oder Belehrung ſtellt es ſich, wenn der Kriegesruf erſchallt, an die Kanone oder auf das Schiff, oder in die Reihen der Reiterei.

Was dieſe Art und Weiſe ein Heer zu organiſiren für Reſultate bietet, werden die folgenden Blätter zeigen.

Vom marokkaniſchen Fußvolke läßt ſich eigentlich ſehr wenig ſagen. Es iſt das elendeſte Geſindel, meiſtens aus Jenen zuſammengerafft, welche ſich kein Pferd zu halten vermögen, ohne alle Ordnung und Disciplin, mit Gewehren bewaffnet, welche kaum das zehnte Mal losgehen, mitunter auch mit Spießen, Keulen und ähnlichen Waffen, in die ſchlechteſten Lumpen gehüllt, wie es ſonſt in ſeinen Thuars herumläuft.

Bei allgemeinen Aufgeboten erſcheint es tribusweiſe an den beſtimmten Waffenplätzen, wird dort unter Anführer ge-

stellt, welche der Statthalter wählt, gewöhnlich einen oder mehrere ihrer Schaikhs, erhält seine Fahnen und stellt sich in langen Reihen, zwei Mann hoch auf.

Das Exercitium dieser Horde besteht lediglich darin, daß sie in einem Lauffeuer ihre Gewehre losschießt und dann ordnungslos mit ungeheurem Geheul auf seinen Feind losstürzt, um mit Säbel und Yatagan, mit Gewehrkolben und Knüttel auf ihn einzudringen. Indessen würden wohl ein paar gut angebrachte Dechargen einer regelmäßigen Truppe dem Vordringen dieser Horde bald ein Ziel stecken.

Bei festlichen Gelegenheiten (und nur so hatten wir Gelegenheit diesen Theil der marokkanischen Heeresmacht kennen zu lernen) geschieht ebenfalls Alles so ziemlich, wie es oben beschrieben wurde. Zuerst die Decharge, dann Auflösung der ganzen Reihe mit gräßlichem Geheule, worauf sich einzelne Schaaren bilden, welche ihre Kriegslust durch Schreien, Singen, Abfeuern der Gewehre, wobei sie die Mündung des Laufes gegen den Boden stemmen, und durch die possierlichsten Sprünge und Tänze kund geben.

Sie später wieder in eine Ordnung zu bringen wäre wohl platterdings unmöglich, und wenn man dies Gesindel ansieht, so begreift man auch wirklich gar nicht, wie es jemals geschehen konnte. Jeder rennt hin, wohin es ihm eben beliebt, und somit ist die Parade geendet.

Was diese Infanterie im Kriege leisten würde, ist klar. In den Gebirgen, wo sie von einem Felsen auf den anderen, von einem Schlupfwinkel in den anderen kriechen, um von dort aus ihr elendes Gewehr so oftmal auf den Feind abzudrücken, bis der Schuß endlich gehoben würde, oder hinter Festungsmauern dürften sie dem Gegner noch einigen Schaden zufügen. Im offenen Felde aber würden sie keinen Augenblick Stand halten und stünde ihr vollends Reiterei gegenüber, so hätte diese nach der ersten Decharge nichts zu thun, als diese aus einander gelaufene Horde

mit aller Bequemlichkeit niederzusäbeln oder wie eine Horde wilder Hunde vor sich herzutreiben.

Bei weiten mehr Bedeutung hat die marokkanische Reiterei, welche doch wenigstens einen Anschein einer geregelten Organisation besitzt. Alle die Völker, welche das Kaiserthum Marokko bewohnen, sind, etwa mit Ausnahme jener Stämme des großen Atlas, seit der frühesten Jugend mit dem Reiten und der Behandlung des Pferdes vertraut. Kaum daß der Bube etwas zu Verstand kommt, so schwingt er sich auch schon auf seines Vaters Pferd und jagt pfeilschnell über die Steppen hin. Es ist also natürlich, daß jeder Marokkaner im Kriege am liebsten zu Pferd dient, und daß er sich erst recht Krieger glaubt, erst recht auf einen günstigen Ausgang des Kampfes vertraut, wenn er im Sattel sitzt.

Jeder für die Reiterei bestimmte Mann erhält vom Sultan ein Stück Land, wofür er ein Pferd zu halten verpflichtet ist, und die nöthigen Waffen. Natürlich gilt dies nur von Jenen, welche in Städten und festen Thuars seßhaft sind und nicht von den im ganzen Lande herumziehenden Horden Araber und Berber. Gehört der Reiter zu der schwarzen oder weißen Leibwache des Sultans, so erhält er von diesem auch noch ein Pferd. Gratificationen an Geld erhalten alle diese Krieger mit Ausnahme der Leibwachen nur bei ganz besonders feierlichen Gelegenheiten oder zu Anfang eines Krieges, als wollte man sie damit lüstern auf die Beute machen, welche sie erwartet, wenn sie tapfer fechten.

Bei einem Aufgebote erscheinen alle Reiter an den ihnen von den Statthaltern bestimmten Waffenplätzen und werden hier in verschiedene Schaaren, und unter bestimmte Befehlshaber abgetheilt. So führt ein sogenannter Kaid eine Schaar von **500**, während unter seinem Kommando jedes Hundert von einem Emkadem geführt wird, welcher wieder eine Art Unterbefehlshaber bei sich hat.

Die Kaids sind wohl meistens aus den höheren Ständen des Reiches, z. B. aus den Familien der Gouverneurs genom-

men und zeichnen sich daher vor ihren Untergebenen durch feinere Kleider, schönere Pferde und Waffen, und überhaupt durch das Ansehen aus, was sie sich zu verschaffen wissen. Die Emkadems aber, welche meistens aus den Schaikh's gewählt werden und die übrigen Officiere sind eben so roh und unwissend als der gemeinste Reiter und zeichnen sich höchstens durch etwas bessere Waffen und ein rothes oder blaues Unterkleid aus.

Das Kleid eines Reiters ist jenem ganz ähnlich, welches wir bei den Mauren und Arabern überhaupt beschrieben haben; nur hat derselbe immer einen Burnus aus einem sehr schön gearbeiteten Zeuch von Kamehlhaaren, welcher nicht sobald den Regen durchläßt und dabei von außerordentlicher Leichtigkeit ist, und manchmal auch statt der Pantoffel Halbstiefel aus gelbem Maroquin. Seine Kopfbedeckung ist der gewöhnliche rothe, sehr hohe Feß, den er zuweilen mit einem weißen Turban umwindet, um welchen dann erst wieder die Kapuze des Burnus gezogen wird. —

Die Bewaffnung des marokkanischen Reiters besteht in einem sehr langen Gewehre, einem Säbel, ein oder zwei Yatagans, selten einer Pistole und einem Bajonette für seine Flinte.

Das Gewehr ist wie gesagt sehr lang, so daß man von der Ferne glaubt, der Reiter sei mit einer Lanze versehen, sehr eigenthümlich aber auch eben so plump und widersinnig construirt. Der schwere Lauf, welcher ungefähr 1½ Loth Blei schießen mag, ist mit vielen silbernen Ringen an den Schaft befestigt, welch Letzterer eine ganz eigene Krümmung und Ausschweifung des Kolbens hat. Das Schloß, so roh als möglich gearbeitet, obwohl diese Gewehre vielleicht alle in europäischen Fabriken verfertigt wurden, hat die eigenthümliche Einrichtung, daß die Pfanne mit einem Schuber versehen ist, welcher das Pulver vor dem Herausfallen schützt, auch wenn der Batteriedeckel nicht zu ist, und welcher sich wegschiebt, so oft das Gewehr losgedrückt wird. Durch diese Einrichtung suchen sie das unwillkürliche Losgehen der Gewehre während der heftigen Bewegungen und Stöße zu

Pferde zu verhindern; allein da sich dieser Mechanismus durch den längeren Gebrauch der Waffe, zumal in so rohen und ungeschickten Händen und durch die Einflüsse der Witterung sehr verdirbt, so geschieht es nur zu oft, daß sich dieser Schuber beim Losdrücken nicht zurückschiebt, der Funke nicht auf das Pulver kommt, und daher ein wiederholtes Spannen des Hahnes und Losdrücken nothwendig ist, bis der Schuß gehoben wird. Bei längerem Gebrauche der Waffen kann man immer annehmen, daß auf diese Art die Hälfte der Schüsse versagen.

Eben so unvortheilhaft ist das Laden mit ledigem Pulver, was der Reiter in einer hölzernen Pulverflasche an dicken seidenen Schnüren bei sich führt. Nicht nur daß es sehr zeitraubend ist und ihn bemüssigt, sich zum Laden seines Gewehres aus dem Bereiche des feindlichen Angriffes zu bringen, sondern er verschüttet dabei auch mehr Pulver als er zum Schießen braucht.

Beim Gebrauche dieser Waffe legt er den Kolben nicht an die Schulter, sondern stemmt ihn vorne an die Brust, indem er das Gewehr mit der rechten Hand so weit als möglich vorstreckt und mit der linken, in welcher er den Zügel hält, losdrückt. Wie es dabei mit dem Treffen aussieht, kann man sich vorstellen!

Im Kriege heftet der Marokkaner bisweilen ein Bajonett an sein Gewehr. Der Ausdruck „anheften" ist hier ganz richtig gebraucht; denn da sich an seinem Gewehre nicht so wie bei uns ein eigener Mechanismus befindet, welcher das Bajonett hält, so wird es mit Schnüren am Laufe befestigt.

Die Pistolen sind gewöhnlich türkische mit langen Läufen, allein man sieht deren nur sehr selten. Der Marokkaner ist an ihren Gebrauch nicht gewöhnt. Der Säbel ist nicht so wie bei den Orientalen sehr gekrümmt, sondern hat eine beinahe ganz gerade, breite plumpgearbeitete Klinge. Die ganze Vorliebe des Marokkaners erstreckt sich auf seine Flinte, der Säbel ist ihm Nebensache. Die Klinge steckt in einer ledernen Scheide, welche an dicker Seidenschnur um die Schulter gehängt wird; am Griffe

theilt sich der rückwärtige Theil der Parirstange in eine Art Gabel. —

Bei den Waffenspielen sieht man oft Zweikämpfe mit Säbeln, welche sich eben so durch die Geschicklichkeit, mit welcher diese Waffe gehandhabt wird, als durch ihre eigenthümliche, beinahe spaßhafte Art und Weise auszeichnen. Die beiden Kämpfer stellen sich nämlich, den Haik oder Burnus mehrfach um den linken Arm zum Auffangen feindlicher Hiebe gewickelt, den Säbel mit der Rechten hoch erhoben, einander gegenüber, ernst und lauernd, als wollten sie erst die Art überlegen, wie sie ihrem Gegner am sichersten an den Leib kommen könnten. Dann schreiten sie im Kreise umher, machen allerlei drohende Bewegungen und Geberden, und springen endlich hauend auf einander los. Es folgt nun Hieb auf Hieb, begleitet von den possierlichsten Stellungen und Sprüngen und man muß dabei wirklich die Geschicklichkeit bewundern, wie sie pariren. Besonders interessant ist, wie sie mit der ganz schmalen Gabel der Parirstange die Klinge des Gegners auffangen, festhalten und ihm so entweder den Säbel aus der Faust winden oder ihn wenigstens für einige Zeit wehrlos machen, um ihm mit der linken Hand den Yatagan in den Leib zu rennen.

Beinahe einen größeren Werth als auf den Säbel legt der marokkanische Reiter auf seinen Yatagan, eine Art langen Messers, welches ihm im Handgemenge vortreffliche Dienste leistet. Bald ist dieser gekrümmt und so construirt wie ein türkischer Hanschar, bald ist es ein ganz gewöhnliches gerades Messer. Nicht selten ist er in einer Scheide von massivem Silber mit getriebener Arbeit versehen.

Diese Waffe wird an einer Seidenschnur an der rechten Seite getragen, oft auch sogar, vielleicht um sie dem Feinde zu verbergen, unter dem Unterkleide, und sie dient auch zum Behufe jenes gräßlichen Gebrauches dieser wilden Völker, dem überwundenen Feind, wenn sie ihn nicht als Gefangenen mit fortbringen können, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, für welche

Trophäe sie dann gewöhnlich von der Regierung eine bestimmte Gratification erhalten.

So bewaffnet, das lange Gewehr entweder wie eine Picke tragend oder vor sich auf den Sattel gelegt, sitzt der marokkanische Reiter zu Pferde, und zwar in einem Sattel, wie ihn die Orientalen gebrauchen, mit hoher Rückenlehne und kurzgeschnallten, schaufelartigen Steigbügeln. Diese Steigbügel dienen aber nicht immer dazu um das Pferd zu spornen, wie es die Türken machen, sondern der Marokkaner bedient sich hierzu einer Art von Sporen, bestehend aus einer mehrere Zolle langen Spitze, welche mittelst eines breiten Ansatzes zwischen den Fuß und Steigbügel geschoben wird, und mit welchen sie ihr Pferd dermaßen malträtiren, daß ihm das Blut fast beständig aus den Flanken träufelt.

Eben so widersinnig ist die Zäumung. Das Gebiß ist so scharf, daß es dem Pferde die ganze Zunge einklemmt, ja daß es im Stande wäre, ihm die Kinnladen zu brechen. Man sieht daher nach einigen ausgeführten Manövers selten ein Pferd, welchem nicht der blutige Schaum aus dem Maule rinnt. Sie ist darauf berechnet das Pferd auf der Stelle zu pariren und herumzureißen, was natürlich die Füße desselben sehr zu Grunde richtet, so daß man kaum ein Pferd findet, welches nicht struppirt ist.

Auf ein schönes Sattelzeug sieht der Marokkaner besonders. Statthalter und selbst Kaids haben solches oft sehr schön gearbeitet und reich mit Silber verziert, und jenes mit welchem die Reitpferde des Sultans gerüstet sind, ist von verschiedenfarbigem Sammt und ebenfalls mit Silber und Gold verziert. Dies und seine Waffen sind das Einzige was der Marokkaner mit Reichthum ausstattet, während er an seiner Kleidung weder Gold noch Silber, noch irgend eine andere reiche Verzierung duldet, die nach seinem Ausspruche wohl für Weiber nicht aber für einen Krieger gehört. Überall spricht sich bei seiner Kleidung eine schöne, ich möchte sagen „edle“ Einfachheit aus; sein Co-

stüme bietet wieder jenes malerische Bild, wie es bei dem Costüme der Römer geschah. Auch hier sieht man die herrlichen Drapperien der Toga, welche durch den Haik vollkommen repräsentirt werden.

Wie ein Pfeil jagt der marokkanische Reiter auf seinen Feind los, mit furchtbarem Geschrei sein langes Gewehr hoch über dem Kopfe schwingend. Auf Schußdistanz angelangt, parirt er das Pferd durch einen kräftigen Riß, daß es sich im buchstäblichen Sinne auf das Hintertheil setzt, bringt im selben Momente das Gewehr vor die Brust, feuert es ab, wendet sich mit Blitzesschnelle und jagt mit verhängten Zügeln zurück, um bald darauf wieder mit geladenem Gewehre neuerdings zu erscheinen.

Allerdings mag diese Kampfweise einst für die schwerfälligen Ritter der europäischen Mächte etwas Erschreckendes gehabt haben; denn ein solcher Schwarm marokkanischer Krieger erscheint plötzlich, kaum daß man es ahnt, bringt seinem Feinde einigen Schaden bei und verschwindet, ehe dieser noch recht zur Besinnung kommt. Allein bei der gegenwärtigen leichtern Bewaffnung, bei der seit den französischen Revolutionskriegen aufgekommenen und immer mehr vervollkommt werdenden Art des Gefechtes in zerstreuter Schlachtordnung, bei unseren geschlossenen Infanteriemassen und bei der Aufmerksamkeit, welche man seither auf die Güte, Einrichtung und richtige Benützung des Feuergewehres verwendet, verliert sich auch bei jedem einzelnen Soldaten die Besorgniß vor diesen neckenden, ordnungslosen Schwärmen, welche meistens mehr Lärm machen als reellen Schaden verursachen. Dichtere Schaaren würden kaum einer zur rechten Zeit angebrachten Decharge einer Infanteriemasse widerstehen, einzelne Reiter aber unsern sichertreffenden Schützen unterliegen. Nur mit ihrer Schlauheit, mit der ungeheuern Ausdauer und Gewandtheit ihrer Pferde hätte man die schwierigste Aufgabe zu lösen; denn wie der Krieg in Algier zeigt, erscheinen diese Reiterschwärme ehe man es sich versieht, um eine Colonne anzugreifen, und der einzelne Kabyle oder Berber windet sich in der Nacht wie eine Schlange

und auf dem Bauche kriechend durch Gestrüppe und hohes Gras, um eine feindliche Vedette, welche sich durch die ringsumherrschende betrügliche Ruhe täuschen und sorglos machen ließ, zu überfallen und zu morden, ehe sie einen Laut von sich zu geben vermag. —

Bei feierlichen Gelegenheiten producirt die marokkanische Reiterei gewöhnlich das sogenannte Pulverspiel (melabd el baro), welches darin besteht, daß sie ihre verschiedenfarbigen mit vergoldeten Knäufen versehenen Fahnen auf einige Distanz vor sich hinstellen und dann gegen diese oder gegen solche Personen, welche sie besonders ehren wollen, in kleinen Schwärmen mit lautem Geheule anrennen, pariren und die langen Flinten abfeuern. Dieses interessante, mit der Zeit aber höchst lästig werdende Spiel wird jeder genugsam beobachten können, den irgend eine feierliche Angelegenheit nach Marokko ruft.

Das einzige regelmäßige Militär in Marokko ist die weiße und schwarze Leibwache des Sultans, die Abi-Buchari's und die Ludaja's. Sie soll **10,000** Mann stark sein und hat die Bewachung seiner eigenen geheiligten Person, seiner in Mequinez und Marokko aufgehäuften Schätze und seiner Paläste über sich. Auch wird sie zu besonders wichtigen Angelegenheiten, z. B. zur Escortirung von Geld- und Waarentransporten, welche dem Sultane gehören, oder zur Bestrafung widerspänstiger Provinzen, zum Eintreiben der Steuern u. s. w. verwendet.

Dort, wo sich der Sultan eben aufhaltet, ist immer der größte Theil dieser Truppe, welche große Vorrechte besitzt, von dem Volke wegen ihrer Rücksichtslosigkeit gefürchtet und durch eigene Kaids aus der unmittelbaren Umgebung des Herrschers befehligt wird.

Beide Leibwachen, die schwarze besteht größtentheils aus Mulatten, werden vom Sultan mit Pferden, beinahe durchgehends Schimmeln, Waffen und Kleidern versehen, welch Letztere der allgemeinen Landestracht gleichen. Bei Festlichkeiten im In-

nern des Palastes, wo sie zu Fuß erscheinen, erhalten sie sogar bisweilen neue Gewehre aus den Waffenvorräthen des Sultans, und es ist dabei der höchst lächerliche Gebrauch, daß sie am Gürtel ein wollenes Sacktuch befestigt haben, welches sie zwischen die Hand und den zu umfassenden Gewehrkolben legen, um ihn gleichsam als ein geheiligtes Gut ihres Herrn zu schonen.

Die Officiere sitzen vor der Fronte einer solchen paradirenden Truppe auf kleinen Teppichen, bis zum Momente irgend eines Manövers.

Feldgeschütze gibt es in Marokko nicht, mit Ausnahme kleiner Drehbassen, welche die Karavanen ihren Kamehlen auf dem Rücken befestigen, um den Angriffen der wilden Wüstenstämme nachdrücklicher begegnen zu können.

Desto zahlreicher findet man aber Geschütze hinter den Festungsmauern der Hafenstädte. Da gibt es Kanonenröhre von allen möglichem Kaliber, und Formen aus den Gußhäusern aller europäischen Nationen, wie sie eben der Handel und noch viel mehr der Seeraub in die Gewalt der marokkanischen Regierung brachte. Aber in welchem Zustande, in welcher Behandlung findet man sie da! Hinter den halbverfallenen Mauern, welche oft kaum der Gewalt einer Kanonenkugel von der kleinsten Gattung zu widerstehen vermöchten, liegen auf elenden Erdwällen diese Röhren, ohne Lassette, ohne Richtungsvorrichtung, halb in Schmutz vergraben und nur durch einige Pflöcke am Zurückprallen nach dem Schusse verhindert, während ihre Köpfe in einer Schießscharte, d. h. in einem formlos durch die schwache Mauer gebrochenen Loche ruhen. Durch das Herumwerfen des Bodenstücks (rückwärtiger Theil der Kanone) oder durch das Eintreiben eines Keils unter dasselbe gibt man ihnen eine beiläufige Richtung und nun wird mörderisch darauf los kanonirt, unbekümmert um die Wirkung, wenn's nur recht kracht.

Die Wirkungslosigkeit dieser unsinnigen Behandlung und Verwendung des Geschützes erfuhr die k. k. österr. Flotille im J. 1829 genugsam; denn als sie damals vor Arzilla und L'Arasch er-

schien, um diese Städte zu beschießen, wurde sie sogleich mit einem furchtbaren Feuer aus unzähligen Feuerschlünden empfangen, welches ihr aber so viel als gar keinen Schaden zufügte, nachdem sie die Grenzen des unveränderlichen Ertrages und der horizontalen Richtung dieser Geschütze erkannt und darnach ihre gehörigen Vorkehrungen getroffen hatte.

Unbegreiflich ist's, wie bei der Bedienung des marokkanischen Vertheidigungsgeschützes nicht unzählige Unglücksfälle vorkommen, denn gewöhnlich liegt neben jedem Geschütz unter einer Decke ein Haufe Pulver, aus welchem die Bedienungsmannschaft erst während des Gebrauchs eine Art von Patronen fabrizirt. Und dies sind jene Mauren, welche sich bei der Belagerung von Algeziras im Jahre **1340** der ersten Geschütze bedienten und so eine Waffe ins Leben riefen, die seitdem durch ihre furchtbaren Zerstörungskräfte so ungeheure Resultate hervorbrachte und so viele Millionen Menschenleben vernichtete! Dies sind die Mauren, welche durch ihre wissenschaftlichen Forschungen eine Erfindung machten, wodurch sie der ganzen Kriegskunst eine andere Richtung gaben! Alle Nationen haben diesen ersten Fingerzeig benützt und sind auf der neuen Bahn rasch vorwärts gedrungen, nur die Erfinder selbst sind bei den ersten Versuchen stehen geblieben, ja vermögen es nicht einmal die Vervollkommnung, welche andere Nationen an ihrer Erfindung vornahmen, zu begreifen! Aus den Meistern ist ein Haufe elender Laien geworden, welche selbst die Fähigkeit verloren sich auf eine höhere Stufe der Kunst und Wissenschaft zu schwingen. Schicksale haben den herrlichen Baum degenerirt; verkrüppelt und unfruchtbar wuchert er elend fort, bis ihm wieder ein edles Reis gepfropft wird, welches aus dem Stamme die alte Kraft zieht, sie aber nicht in schlechtes Blut verwandelt.

Alle Städte in Marokko und besonders die Küstenstädte haben einige Befestigung, ohne daß man sie aber eigentliche Festungen nennen darf. Gewöhnlich sind sie nur, wie z. B. in Tanger, mit schwachen crenellirten Mauern und Thürmen um-

geben, welche keinen größeren Schutz bieten, als beiläufig die Mauern unserer kleinen Landstädtchen aus den Zeiten, wo man bei einer Belagerung höchstens mit ein paar Donnerbüchsen erschien. Und selbst diese elenden Schutzmittel läßt die Indolenz der Marokkaner zerfallen oder bessert den Schaden, den die Zeit an ihnen verursachte, auf die jämmerlichste Art aus.

Gegen das Anrennen einiger wilder Horden mögen diese Mauerruinen, diese halbverschütteten trockenen Gräben wohl einigen Widerstand leisten. Diese mögen sich durch das furchtbare Krachen der unzähligen Feuerschlünde, welche die Festung vertheidigen sollen und welche auf eine andere Art kaum eine Wirkung vollbringen, zurückschrecken lassen. Allein welchen Widerstand sie gegen das Feuer einiger wohlbedienter Kanonen zu leisten vermögen, haben wir im Jahre **1829** bei der Beschießung von Arzilla und L'Arasch gesehen.

Und doch sind die Marokkaner von einem solchen Eigendünkel befangen, daß sie dem Fremden alle diese Vertheidigungsanstalten mit der lächerlichsten Prahlerei vorweisen, und wie auf den furchtbargewappneten Riesenfelsen von Gibraltar die englische Flagge, weht auch hier auf den jämmerlichen Bastionen von Tanger die blutrothe Flagge Marokkos in den wechselnden Luftströmen zweier Meere!

Nebst dieser Befestigung der Städte ist die Küste, besonders in der Nähe von Hafenörtern durch kleine Fort's und gemauerte Strandbatterien vertheidigt; aber auch diese sind in dem erbärmlichsten Zustande, noch mehr aber die Geschütze, mit welchen sie bewaffnet sind.

Noch weniger als von dem Militärwesen der Marokkaner überhaupt, läßt sich von ihrer Marine sagen, seit die paar größeren Segelschiffe, welche sie besaßen, durch die österreichische Flottille im Hafen von L'Arasch zusammengeschossen wurden. Die ganze Seemacht reducirte sich seitdem auf einige elende Felukken, mit welchen Seeräuberei getrieben wird. Daß diese aber einst von Bedeutung gewesen sein mag, beweist der schmachvolle Tribut,

welchen einige Staaten der marokkaniſchen Regierung entrichteten um ihren Seehandel gegen die räuberiſchen Anfälle derſelben zu ſichern, und welcher viel bedeutender war als die Koſten von ein paar kleinen Kriegsſchiffen, welche durch beſtändiges Kreutzen dieſe Räuberküſte in Zaum gehalten hätten.

Außer dieſen kleinen als Küſtenwächter gebrauchten Fahrzeugen beſitzen die Marokkaner allerdings noch einige größere Schiffe und zwar den neueſten Nachrichten zufolge eine Fregatte von **36** Kanonen, zwei Corvetten zu **26** und vier Brigs zu **16** Kanonen, endlich noch **40** Kanonierſchaluppen. Aber alle dieſe Fahrzeuge ſind in dem erbärmlichſten Zuſtande im Hafen von L'Araſch, wo ſie ſchon viele Jahre ungebraucht liegen, und ſo endlich ihrem gänzlichen Verderben verfallen, wie Alles in den Händen dieſes unwiſſenden, trägen Volkes.

VI.

Geſchichte des Landes. Die Eintheilung unter den Römern. Das Chriſtenthum und ſein Verfall. Wiedereroberung durch die Ureinwohner. Kriege zwiſchen denſelben. Das Mauren-Reich in Spanien. Ihre Rückkehr. Entſtehung der Raubſtaaten. Die Dynaſtie des Mula Mehemed. Muley Mohamed. Muley Arſchid. Muley Ismael. Muley Achmed Deby. Muley Abdallah. Sidy Mohamed. Muley Soliman. Muley Abderrhaman ben Hiſcham, der jetzt regierende Sultan. Sein Charakter. Sein Aeußeres Die Reſidenz. Der Harem. Der Thronerbe. Der erſte Miniſter Sidy Ben Drys.

Nachdem ſich die Römer durch die puniſchen Kriege zu Herren von ganz Nordafrika gemacht und auch die wilden Stämme der Mauren und Numidier unter ihre Bothmäßigkeit gebracht hatten, theilten ſie dieſes Reich in verſchiedene Provinzen, worunter Mau-

ritania Tingitana, das einen großen Theil des jetzigen Marokko in sich begriff. Sie besetzten diese mit ihren Legionen, erbauten große Städte, Wasserleitungen und andere großartige Denkmale ihres riesigen Strebens, und zogen aus dem fruchtbaren Boden und der höchst günstigen Lage am Meere ungeheuren Nutzen. Mauritania war ihnen eine ergiebige Kornkammer.

Immer mehr und mehr verbreitete sich die Cultur und in späteren Zeiten auch das Christenthum mit solcher Schnelligkeit, daß man in diesen afrikanischen Provinzen bald über **160** Bisthümer zählte.

Doch der Verfall des römischen Reiches in Europa zog auch allmälig den Verfall seiner Colonien nach sich. Die Statthalter suchten sich immer unabhängiger zu machen und waren dabei doch zu schwach die Wildheit der Urbewohner zu bändigen. Dazu kamen noch Religionsunruhen, und so wurde dieses Reich eine Beute der von Norden kommenden Vandalen im Jahre **429** n. Chr., welche aber nach hundert Jahren durch Kaiser Justinians Feldherrn Belisar abermals unterjocht wurden.

Doch die Ureinwohner, die Mauren und Numidier, hatten schon während jener Kämpfe zwischen Römer und Vandalen zu viele Macht gewonnen, und bemächtigten sich endlich unter der schwachen griechisch-römischen Regierung der ganzen Provinz Mauritania-Tingitana, in welcher sie bald die letzten Spuren der Cultur, welche die Vandalen noch übrig ließen, gänzlich vernichteten, und es somit dem im **7**. Jahrhundert von Osten einfallenden arabischen Feldherrn Akhba leicht machten, alle Küstenstädte bis Tanger zu erobern und seine Herrschaft über den ganzen westlichen Theil von Afrika auszudehnen.

Nun wurden diese Landstriche ein Besitzthum der Khalifen, welche sie durch eigene Statthalter verwalten ließen, die in Kairoan residirten. Aber auch diese machten sich bald darauf unabhängig und zu Ende des **8**. Jahrhunderts gründete Edris-ben-Abdallah das Reich Moghrib ul Aksa, das heutige Marokko, und die Dynastie der Edrisiten.

Von nun an wurde dieser westliche Theil von Afrika der Schauplatz mancher blutiger Kriege unter den verschiedenen arabischen Stämmen selbst. Dynastien um Dynastien wurden gestürzt und wieder andere begründet; sie trugen ihre siegreichen Waffen über die Meerenge, zerstörten in der Schlacht von Xeres de la Frontera das Reich der Westgothen, eroberten beinahe die ganze pirenäische Halbinsel und gründeten daselbst ein Reich, welches immer herrlicher erblühte, und entsendeten von dort belebende Strahlen der Kunst und Wissenschaft über das ganze noch aus mancher schweren Wunde blutende Europa.

Die Namen der Almoraviden, der Almohaden und so vieler anderer mächtiger Dynastien haben sich in Europa wie in Afrika berühmt gemacht und werden ewig in den Blättern der Geschichte glänzen!

Als den Mauren in Spanien die Sonne des Glücks erbleichte, und sie die herrlichen Gefilde verlassen mußten, welche sie mit den riesigen Merkmalen ihrer Cultur geschmückt; als Ferdinand der Katholische auch ihr letztes Reich daselbst, Granada im Jahre **1491** eroberte, und somit ihrer **800** jährigen Herrschaft auf europäischer Erde ein Ende machte, da flohen sie zurück in die alte Heimath, und bevölkerten besonders die verschiedenen Küstenstädte von Marokko. Hier herrschte die merinidische Dynastie in den drei Königreichen Fez, Marokko und Velez, doch den Ruhm, die Thatkraft, die Cultur ließen die Mauren in Spanien zurück; mit dem ersten Schritt in die afrikanischen Steppen verfielen sie wieder der alten Barbarei und nichts blieb ihnen als die Sage von den Thaten ihrer Vorfahren, und ein Gebet, womit sie alle Freitage den Propheten um den Besitz von Granada anflehen.

Die Seeräuberei breitete sich nun an der ganzen Nordküste von Afrika aus, und gefährdete den Handel im mittelländischen Meere aufs Höchste. Rache für die in Spanien erlittenen Verluste, Habsucht und Raubgier spornte die einst so ritterlichen Mauren dazu an, und theils um diese zu zerstören, theils aus fanati-

schem Religionseifer wurden die europäischen Staaten bewogen mehrere Kriegszüge an die Küsten der Berberei zu unternehmen. Auch Marokko blieb nicht verschont. König Sebastian von Portugal, durch seine Lehrer, die Jesuiten, dazu aufgestachelt, unternahm im **16**. Jahrhundert einen Kreuzzug dahin, obschon ihm dieses selbst von König Philipp von Spanien aufs dringendste abgerathen wurde. Und wirklich eroberte er Tanger und machte einen glücklichen Zug in das Innere des Landes, bis er in der Schlacht von Alkasir (**1578**) sein Leben verlor, worauf sich sein Heer wieder gänzlich aus Afrika zurückzog.

Um dieselbe Zeit erschien in Marokko ein Abkömmling des Propheten, der arabische Sherif Mula Mehemed, den eine Karavane aus Tafilet, welche das Grab des Propheten zu Mecca besuchte, von dort mitführte. Sei es nun, daß die Dynastie der merinidischen Könige in Marokko ausgestorben war, oder wußte er diese mit Gewalt zu stürzen, kurz er wurde der Herrscher über alle drei Reiche und begründete die Dynastie der Sherife mit dem Beinamen der Fileli, welche noch gegenwärtig den Thron von Marokko behauptet.

Es folgte nun eine Reihe von Despoten, unter denen nur sehr wenige zum Segen des Landes regierten, die Meisten aber ihre Regierung mit Denkmalen der blutigsten Gräuel befleckten. Selten starb Einer von ihnen eines natürlichen Todes, sondern fiel beinahe immer durch die Mörderhand seines Nachfolgers. Auch weiß die Geschichte von ihnen nicht viel mehr zu erzählen als ihre Namen und einige Sagen von den Gräuelthaten, welche sie begangen. — Wir wollen sie der Reihe nach in Kürze aufzählen.

Muley Mohamed, der älteste Sohn des Begründers der Dynastie, regierte nur kurze Zeit. Sein jüngerer Bruder Muley Arschid entthronte ihn, und regierte nun mit der größten Wildheit bis zum Jahre **1672**, wo er starb. Nun gab es einen zehnjährigen grausamen Kampf um den Thron, bis endlich Arschid's Bruder, Muley Ismael, nachdem er zwei seiner Brüder und seinen Sohn gemordet, diesen bestieg.

Dieſer Muley Ismael war das gräßlichſte Ungeheuer welches den marokkaniſchen Thron beſaß, und ſelbſt jetzt noch erzählt ſich das Volk mit Schaudern die Sagen von ſeiner Grauſamkeit und ſeinem Blutdurſte. Nach jeder Schlacht, welche er über die wilden Nachbarreiche oder auch über ſeine revoltirenden Unterthanen gewann, ſoll er die Gefangenen mit eigener Hand niedergemetzelt haben, und wenn ihm dieſe ſchöne Gelegenheit fehlte ſeinen Blutdurſt zu befriedigen, ſo kühlte er ihn damit, daß er jedesmal wenn er das Pferd beſtieg, dem Sclaven welcher ihm den Steigbügel hielt, mit einem geſchickten Säbelhieb den Kopf vom Rumpfe trennte. Vom Volke gehaßt, aber noch mehr gefürchtet, weil er ſonſt gewiß nicht **45** Jahre lang ſeine Schauderſcenen hätte fortſetzen können, errichtete er ſich eine Leibwache von **10,000** Negern (nach Anderen ſoll ſie **100,000** betragen haben, was jedenfalls übertrieben iſt), den treuen Vollſtreckern ſeines grauſamen Willens. Er ſtarb **81** Jahre alt im März **1727**. Seine männlichen Kinder allein ſollen die Zahl von **800** erreicht haben.

Einer ſeiner vielen Söhne, Muley Achmed Deby folgte ihm auf den Thron. Weniger grauſam als das Ungeheuer Ismael, überläßt er ſich der Völlerei und allen ſie begleitenden Laſtern, bis er durch ſeinen Bruder Muley Abd Elmalek entthront wird. Doch auch dieſen ereilt das Schickſal, denn in einem Aufruhr durch die Anhänger des Achmed Deby wird er ebenfalls abgeſetzt und erdroſſelt, worauf jener zum zweitenmale den Thron beſteigt, noch bis **1729** herrſcht und dann durch ſeine Ausſchweifungen ganz verblödet und vom Volke verachtet, an der Waſſerſucht ſtirbt.

Ihm folgt Muley Abdallah, ein dritter Sohn des wilden Ismael, und ſeinem Vater an Wildheit und Blutdurſt beinahe gleichkommend. Aber nur kurze Zeit dauert ſeine Regierung, denn ſchon im Jahre **1734** wird er durch ſeinen Bruder Muley Ali, den vierten Sohn Ismaels entthront. Indeſſen ſammelt ſich Abdallah eine Partei, entſetzt den Thronräuber und ergreift nun zum zweitenmale das Ruder des Staates, wird aber im Jahre **1736** durch den fünften Sohn Ismaels, Muley Moha-

med verjagt; durch einen sechsten Sohn, Muley Zin Lahabdin, wird auch dieser vom Throne gestoßen und nun kommt endlich Abdallah zum drittenmale zur Regierung, und nachdem er noch mit anderen Brüdern um die Herrschaft gestritten, gegen welche er sich aber immer als Sieger behauptete, starb er **1757** eines natürlichen Todes und hinterließ als Nachfolger seinen einzigen Sohn Muley Sidy Mohamed.

Sidy Mohamed kam mit Frankreich, Spanien und Portugal in Krieg, herrschte aber nicht despotisch, sondern war ein haushälterischer, wißbegieriger Sultan. Er ließ im Jahre **1760** die Hafenstadt Suera (Mogador) durch einen französischen Ingenieur, Cornut, erbauen, welche jetzt nach Tanger die bedeutendste Handelsstadt Marokkos ist, die Festungswerke von L'Arasch und Rabat herstellen, den Palast zu Marokko erweitern und die Stadt Fedale erbauen. Nach einer **35**jährigen Regierung starb er **1792**.

Diesem folgte nach einigen Kämpfen um den Thron, Muley Soliman, statt seines ältern, aber zur Regierung für untauglich anerkannten Bruders Hischam, mit Vorbehalt der männlichen Descendenz dieses Letzteren. Als daher Soliman im Jahre **1822** starb, kam nicht dessen Sohn Muley Mamum auf den Thron, sondern sein Neffe Muley Abderrhaman ben Hischam, der jetzt noch regierende Sultan, während Mamum, ein durch alle möglichen Ausschweifungen entnervter Mensch, im Palaste zu Mequinez unter der argwöhnischen Aufsicht seines Vetters residirt, der schon damit ein Zeichen seiner milderen Gesinnungen gibt, daß er ihn nicht erdrosseln läßt, wie das bei seinen Vorgängern Sitte war, wenn sie sich eines gefährlichen Nebenbuhlers entledigen wollten.

Dies ist nun ein kurzer Abriß der Geschichte dieses Reiches, welches seiner herrlichen Lage und Beschaffenheit nach wahrlich ein anderes Loos verdient hätte. Wie konnten sich aber Völker auf eine höhere Stufe der Cultur schwingen, oder sich wenigstens nur auf der einmal innegehabten Stufe erhalten, wenn sie in ihren Re-

genten meistens Unmenschen erkennen mußten, welche sich im Blute ihrer Unterthanen badeten, und kein anderes Streben kannten als in den niedersten Lüsten zu schwelgen und sich auf die schlechteste, gemeinste Weise mit dem Gute Anderer zu bereichern!

Muley Abderrhaman ist zwar ein milder Herrscher, d. h. es verlangt ihn nicht so sehr nach dem Blute seiner Unterthanen, wohl aber um-desto mehr nach ihrem Gute. Schon als Director der Hafenzölle, welchen Posten er bereits unter seinem Oheim Soliman bekleidete, wußte er sich ungeheuere Reichthümer zu sammeln, und dies setzt sein Geiz und seine schmutzige Habsucht jetzt als Sultan mit aller Bequemlichkeit fort. In Mequinez und Marokko soll er unermeßliche Schätze verwahren, welche er aber nichts weniger als dazu verwendet, die Industrie seines Landes zu heben. Im Gegentheile saugt er daran wie ein Vampir, und wer weiß welches Loos ihm einst fällt, wenn sich sein Sohn, der jetzt bereits zum Manne gereifte Muley Mohamed, beim Volke eine Partei zu schaffen gewußt hat, oder der kühne arabische Emir Abd-el-Kader, welcher mit seinen Waffen und seinem begeisternden Worte nun schon durch eine lange Reihe von Jahren den französischen Heerhaufen in Algier Trotz bietet, seine hochfliegenden Pläne nach diesen Ländern richtet.

Muley Abderrhaman ist ein Mann von ungefähr **50** bis **55** Jahren, ziemlich groß und stark gebaut, von der etwas gelbbraunen Gesichtsfarbe eines Mulatten, da seine Mutter eine Negerin aus der Wüste Sahara gewesen sein soll. Ein reicher, wohlgepflegter rabenschwarzer Bart umgibt sein Kinn und seine Gesichtszüge tragen den Stempel einer gewissen Gutmüthigkeit, obwohl er mit seinen effeminirten Augen etwas schielt. — Seine Sprache ist wohllautend, ernst und gemessen, seine Bewegungen feierlich und seine Haltung zu Pferd kühn und edel.

Er trägt dieselben Kleider wie andere Mauren, das weiße Unterhemd, den Haik, den Selham (Burnus), keine Beinkleider und gelbe Papuschen an den Füßen, doch ist Alles dies von viel feinerem Stoffe, wie z. B. der Haik von Seide mit langen Fran-

zen. Den Kopf bedeckt der hohe marokkanische Feß und ein weißer Turban von dem herrlichsten Wollenstoffe.

Seine Residenz hält er an drei verschiedenen Orten. Im Frühjahre und Sommer ist er gewöhnlich zu Fez, im Herbste zu Mequinez, im Winter in dem warmen Marokko. Indessen wechselt dies oft, und daher kommt es, daß Gesandtschaften oft im halben Lande herumziehen müssen ehe sie ihn finden, da hier keine Journale jeden seiner Schritte sogleich ausposaunen, wie es bei uns in Europa geschieht.

Am liebsten ist ihm der Aufenthalt in Mequinez, und es ist auch natürlich, da das Klima daselbst ein mildes ist und die Gegend unendliche Reize besitzt.

Bei jeder solchen Wanderung zieht immer sein ganzer Hofstaat, sein ungeheuer zahlreicher Harem, und ein großer Theil der Abi-Bucharis und Ludajas mit, und man kann sich nun vorstellen, was das für einen Troß verursacht. Die Hofchargen allein, ohne seine Verwandten, zählen schon über dreißig Personen, und es ist wahrhaft lächerlich, was es da für sonderbare Bedienstungen gibt. Da sind außer dem Mula Etaba, Großsiegelverwahrer, Kateb, Hofsecretär, Mula Emsuar, Ceremonienmeister, noch der Mula Elmedel, Sonnenschirmträger, Mula Elmazerag, Lanzenträger, M. Eskin, Säbelträger, M. Elhemeg, Uhrträger, M. Eschierbil, Pantoffelträger, M. Etei, Theekocher und Einschenker, Elhasgiam, Bartscheerer, vielmehr Kopfscheerer, da der Bart niemals geschoren wird, M. Elfrasgh, Bettmacher, Ettebach, Leibkoch, u. s. w. u. s. w. Alle sehr wichtige und noch mehr wichtigthuende Personen, welche außerordentliche Vorrechte besitzen.

Über den Harem wachen eine Schaar Verschnittene, meistens Neger von der scheuslichsten Gesichtsbildung, und dann eine sogenannte Haremsaufseherin. Vor einigen Jahren hatte dieses Geschäft eine Negerin aus der Wüste, gelbbraun, dickleibig, mit affenartiger Gesichtsbildung, Namens Laila Ariffa, welche, einst eine Lieblingsodaliske, jetzt gleichsam die Hofnärrin abgibt.

Der älteste Sohn des Sultans, also präsumtiver Thronerbe, Muley Mohamed, wurde durch einen Pascha erzogen, welcher im Jahre **1830** in L'Arasch befehligte, eines der delicatesten Geschäfte, welche es geben kann. Der Thronfolger eines Sultans wird nämlich bald nach seiner Geburt zu einem Pascha, auf welchen der Sultan ein besonderes Vertrauen setzt, gegeben, welcher ihn wie sein eigenes Kind erziehen muß. Erst nach dem zwölften Jahre wird der Knabe seinem Vater vorgeführt, welcher ihn nun in seinen Kenntnissen der verschiedenen Glaubensartikel des Korans prüft. Fällt die Prüfung gut aus, so bleibt er zur weitern Ausbildung im Hofstaate des Vaters oder kehrt zu demselben Zwecke mit seinem früheren Lehrer zurück, welcher nun sein Glück gemacht hat. Fällt aber das Examen schlecht aus, dann büßt es der Lehrer mit der höchsten Ungnade, wo nicht gar mit seinem Leben.

Der erste Minister Muley Abderrhaman's ist jetzt Sidy Ben Drys, ein ränkevoller Mann, auf welchen aber der Sultan das größte Vertrauen zu setzen scheint. Seine kleinen, stechenden Augen, der röthliche Bart, die kleine, magere Gestalt tragen den Stempel der Schlauheit und Hinterlist, welche er bei allen Geschäften mit fremden Mächten bewiesen hat. Dabei verräth er überall die schmutzigste Habsucht, und wer diese nicht befriedigt, kann gewiß sein, daß seine Geschäfte beim Sultan mißglücken. Seine Art und Weise ist, hinzuhalten und mit allen möglichen Versprechungen zu trösten, worauf dann aber doch nur das geschieht, was er für sein Interesse am Besten hält.

VII.

Tanger. Seine Lage. Der Hafen. Die Meeresſtrömung. Anblick von Tanger. Die Befeſtigung und Bewaffnung. Der Handel Tangers. Die Bevölkerung. Beſchreibung des Innern der Stadt. Bauart und Einrichtung der Häuſer. Lebensweiſe der Einwohner. Die Juden in Tanger. Ihre Wichtigkeit für Einheimiſche und Fremde. Die Moſchee. Der Markt (Socco). Der Friedhof. Die Caſſaba. Ausſicht von der Citadelle. Die Küſte. Die Ruinen von Alt-Tanger. Das Cap Spartel.

Tanger, dieſe ihrer Lage nach ſowohl für den Krieger als auch für den Handelsmann ſo wichtige Seeſtadt, liegt am weſtlichen Endpuncte einer ziemlich bedeutenden Bai, angelehnt an die Abhänge eines Hügels, deſſen höchſte Kante die ausgedehnten Mauern und Thürme eines Caſtells, al Caſſaba genannt, krönen.

Sie beſtand ſchon unter den Römern unter dem Namen **Traducta Julia** und erhielt ſpäter, als die Araber ſie eroberten, den Namen Tancha, wahrſcheinlich von dem nahegelegenen Tingis, der Hauptſtadt von Mauritania tingitana. Bei dem Kreuzzuge des portugieſiſchen Königs Sebaſtian im **15.** Jahrhunderte fiel ſie in die Hände der Portugieſen, welche ſie bis zum Jahre **1662** in Beſitz behielten, wo ſie dann mit Katharina von Portugal an Karl **II.** von England kam. Die Engländer behielten ſie aber nur **22** Jahre, und verließen ſie dann freiwillig, nachdem ſie die Feſtungswerke gänzlich zerſtört hatten. Sie ſchien ihnen damals von geringer Wichtigkeit, beſonders da ſie Gibraltar noch nicht erobert hatten. Hätten ſie in die Zukunft blicken können, ſie würden ſich gewiß nicht von einem Puncte entfernt

haben, der ganz dazu geschaffen scheint eine sehr wichtige Rolle zu spielen.

Seit durch die Indolenz und Unwissenheit der Mauren der von den Portugiesen während ihres Krieges mit Marokko im 16. Jahrhundert erbaute Hafendamm dem Verfalle preisgegeben wurde, hat Tanger nur einen unbedeutenden Hafen. Für die geringe Sicherheit gegen die in der Meerenge so häufig wüthenden Stürme dient den größeren Schiffen also nur eine Rhede, und diese bietet durch ihre Versandung und durch die vielen scharfen Klippen, welche den Meeresgrund nach allen Richtungen durchziehen, noch immer bedeutende Gefahr, so zwar, daß Schiffe, welche nicht mit doppelten Ankerketten versehen sind, und selbst diese, besser thun, sich dem Spiele der hohen Wellen in der offenen See zu überlassen, als hier einen trügerischen Schutz zu suchen.

Indessen ist die Lage der Bai der Art, daß sich ein herrlicher Hafen herrichten ließe. Er würde vielleicht mehr Sicherheit gewähren als der Hafen von Gibraltar, wo die daselbst ankernden Schiffe nicht selten durch die, über die Niederung, welche den Felsen mit dem Festlande verbindet, hereinbrechenden Nordoststürme und die Gewalt der von Westen her fürchterlich andringenden Wogen an's Land geschleudert werden. Auch würde sich durch einen Hafen die Handelswichtigkeit Tangers, welches jedenfalls der wichtigste Handelsplatz für ganz Marokko ist, sehr heben.

Der Hafen von Tanger ließe sich tüchtig zur Vertheidigung herrichten, während gegenwärtig die im elendesten Zustande befindlichen und noch elender bewaffneten Festungswerke und Strandbatterien kaum mehr leisten würden als einem einfahrenden Geschwader einigen zufälligen, geringen Schaden zu bringen.

Und noch ein Umstand waltet ob, welcher Tanger zu einem sehr wichtigen, vielleicht den wichtigsten Puncte der ganzen Meerenge macht. Diese ist nämlich hier am schmälsten und die aus dem Ocean hereinbrechende Strömung geht an der afrikanischen Küste fort, während sie an der europäischen wieder hin-

ausstürmt. Alle Schiffe, welche in das Mittelmeer hereinwollen, müssen sich sehr nahe an jener Küste halten, und passieren also die Meerenge beinahe im Bereiche der Kanonen von Tanger, während die englischen Geschütze Gibraltars nur über jene Fahrzeuge eine Macht auszuüben vermögen, welche aus dem Mittelmeere in den Ocean segeln. Tanger ist daher gleichsam das natürliche Zollhaus für den mittelseeischen Handel, und als solcher Punct wohl von unberechenbarer Wichtigkeit.

Tanger gewährt, von der See besehen, einen imposanten Anblick. Die terrassenförmige Bauart der Stadt läßt diese viel ausgedehnter erscheinen als sie wirklich ist, und die Cassaba schaut furchtbar drohend und trotzig von ihrer gegen Norden beinahe unersteigbaren Höhe herab. Dazu noch der herrliche Wasserspiegel, welcher sie gegen Osten und Norden umspült, und die grünbelaubten Ufer der Bai, wo sich hier und da auf einem Hügel oder zwischen den Gärten die schlanken, fremdartigen Gestalten von einigen Dattelpalmen erheben, und es ist erklärbar, daß jeder fremde Reisende dieses Bild mit dem höchsten Interesse und Vergnügen betrachten wird. Aber wie so ganz anders zeigt sich Alles, wenn man das Gestade betritt!

Schon das Landen ist etwas unangenehm; denn wenn man zur Zeit der Ebbe gegen das Ufer kommt, so wird das Meer so seicht, daß die Böte eine ziemliche Distanz davon halten müssen, und also nichts übrig bleibt, als sich dem Rücken einiger Marokkaner anzuvertrauen, welche die Reisenden und ihr Gepäck aufs Trockene zu schleppen schon immer in Bereitschaft sind.

Das Hafenthor ist von den stärksten Befestigungen umgeben, wenn man diese halbverfallenen runden Bastionen, diese durch die Zeit zerklüfteten Courtinen so nennen will. Überall starren die Mündungen von Kanonen des größten Kalibers aus den Mauerscharten (eigentlich Mauerlöchern) hervor, und das Ganze müßte jedenfalls einen sehr ernsten Eindruck hervorbringen, wenn man nicht wüßte, in welchem Zustande jene Geschütze sind. Wie

schon früher beschrieben wurde, liegen sie ohne Lassetirung, ohne irgend eine künstliche Vorrichtung, sie aus der einmal eingenommenen Richtung zu bringen, auf den hinter den elenden Mauern befindlichen Erdwällen, und bringen vielleicht durch ihren so gänzlich verwahrlosten Zustand der Bedienungsmannschaft mehr Schaden als dem Feinde. Wie viel sich aber die Marokkaner auf diese große Anzahl von Geschützen zu Gute thun, und wie gerne sie damit schrecken wollen, zeigt schon das, daß sie bei ihren Festen gewöhnlich ein furchtbares Feuer aus allen diesen Feuerschlünden machen, welche terrassenförmig in mehreren Reihen übereinander ihren schwarzen Rachen hervorstrecken.

Nebst diesen Festungswerken ist die Bai noch durch einige gemauerte Strandbatterien an verschiedenen Puncten vertheidigt; damit diese aber dem Feinde nur recht furchtbar in die Augen leuchten, werden sie gewöhnlich von Außen übertüncht und können also schon aus großer Entfernung zum Zielpunct für die Schiffsbatterien genommen werden.

Überhaupt würde sich Tanger im Falle einer Beschießung schwerlich lange halten können, denn die amphitheatralische Erhebung der Stadt bietet sie größtentheils nicht nur dem Wurfgeschütze sondern sogar jedem Stechschusse frei dar, wenn einmal ein Geschwader in die Bai eingedrungen ist, und mit Ersterem vermöchte man ihr sogar von der Meerenge aus beizukommen, indem der schmale Hügel, welcher sie von derselben trennt und auf welchem die Cassaba thront, wenigstens an seinem östlichen Abhange ganz leicht überworfen würde. Auch gibt es zu beiden Seiten der Stadt Stellen genug, wo eine Landung bewirkt werden könnte, und die Festungsmauern auf der Landseite widerstünden kaum einem Feldgeschütze des geringsten Kalibers.

Tanger ist, wie gesagt, nebst Mogador (an der westlichen Küste) der Hauptstapelplatz des marokkanischen Handels, der sich, neueren Angaben zu Folge, beiläufig auf 60 Millionen Franken belaufen soll, wovon ein Drittheil auf den Seehandel mit dem Auslande, und zwei Drittheile auf den Karavanen-

handel in das Innere von Afrika kommen. Vom Seehandel kämen aber nach diesen Angaben **36,000** Tonnen auf Tanger, **10,000** Tonnen auf Mogador und **4000** endlich auf die verschiedenen kleineren Häfen zu Salee, Rabat u. s. w.

Die Hauptrichtung des Handels von Tanger geht nach Gibraltar, da namentlich die englische Besatzung daselbst alles Schlachtvieh, Getreide und andere Lebensmittel von hier bezieht. Indessen sind auch mehrere Häfen der französischen Südküste mit dieser marokkanischen Seestadt in ziemlich lebhafter Verbindung. Was könnte also eine Macht leisten, welche im Besitze dieses Hafenortes und einer eigenen Marine wäre! Bei dem Umstande aber, daß Marokko so zu sagen gar keine eigenen Schiffe besitzt, beschränkt sich auch sein Seehandel nur auf das was fremde Mächte abzuholen kommen.

Bei weitem wichtiger ist für Marokko in seinem gegenwärtigen Zustande sein Karavanenhandel in die jenseits der Sahara liegenden, starkbevölkerten Reiche. Marokko ist durch sein herrliches Clima und die außerordentliche Fruchtbarkeit seines Bodens die Kornkammer von ganz West- und Centralasien, und selbst die geringen Erzeugnisse seiner noch in der Kindheit befindlichen Industrie, welche sich auf einige grobe Seidenzeuge, das einst so berühmte Maroquinleder, Papier und einige Töpferwaaren beschränkt, findet dahin reichlichen Absatz.

Jährlich ziehen durch die Wüste Sahara sechs große Karavanen bis Dafur und Tombuctu, welche gewöhnlich gegen **2000** Kamehle mit sich führen. Sie handeln mit Elfenbein, wohlriechendem Holze, Straußenfedern, Gummi, Kaffee, Wachs, Häuten und ausgearbeitetem Leder, Pantoffeln, Kleidern, Waffen und Pulver, Sclaven und Goldstaub. Marokko und Tafilet sind ihre Hauptstapelplätze. Die größte Karavane aber war einst jene, welche die Pilger nach Mecca brachte. Zu dieser ungeheuern Reise brauchte man ein volles Jahr und es gehörte wirklich ein entsetzlicher Entschluß dazu, sich all diesen Beschwerden und Gefahren um dieses Zweckes willen zu unterziehen.

Handelnd zog sie mit einer Unzahl von Kamehlen längs der ganzen Nordküste an ihr Ziel, doch findet man noch Pilger (Hatschi's) in Marokko, welche die Reise dahin über Tombuctu (man nennt es hier zu Lande Timectuh) und zurück an der Nordküste machten, und von welchen sich allerlei interessante Notizen über dieses noch gänzlich unbekannte Reich geben lassen.

Seit aber Algier im Besitze der Franzosen ist, unterblieb diese Karavane und die Pilger vollbringen die Reise zu Schiffe bis Alexandrien u. s. w.

In einigen Gegenden des Landes werden auch große Märkte auf offenem Felde abgehalten. Dies ist z. B. der Fall in der Provinz L'Arasch auf der Ebene Reisana. Jeden Dinstag strömt hier das Volk aus der ganzen Umgegend zum Tauschhandel zusammen. Im ganzen Reiche Fez kennt man den Tlata von Reisana, d. h. den Dinstag von Reisana.

Jedes ankommende größere Schiff im Hafen von Tanger lockt eine Menge Neugieriger an den Strand, und kommen die Ankömmlinge durch das Gewirre von verfallenen Festungsmauern in die Stadt, so sind sie auch gleich von einer großen Menschenmenge umgeben, welche sie beiläufig so anstarrt, wie man bei uns zu Lande einen Transport seltener Thiere anstaunt. Die verschiedenartigsten Costüme von dem in seinen stoffreichen Kleidern gehüllten Mauren bis zum halbnackten Berber und Neger, alle möglichen Abstufungen der Hautfarbe und Gesichtsbildung sind da zu erblicken. Da sieht man eine Gestalt, eingehüllt in ihren weißen Haik, der sich in malerischer Drappirung um den ganzen Körper und sogar über den mit hohem konischen Feß oder mit weißem Turbane bekleideten Kopf schlingt, obwohl die Sonne ihre brennendsten Gluten herabsendet, und aus welchem das blasse, leichtbehaarte Gesicht eines Mauren edler Abkunft, mit schwarzen, stechenden Augen hervorschaut; da schreitet kühn ein arabischer Krieger hin, die spitze Kapuze des weißen härenen Burnus über den Feß gezogen oder rückwärts herabhängend, mit lederbrauner Hautfarbe, noch blitzenderen Augen als jene des

Mauren, aus welchen Christenhaß und Raubsucht herausflammt — im Gürtel ein gewaltiges Messer, an der Seite ein breites Schwert und in der Hand wie eine Lanze tragend ein langes, silberverziertes Feuerrohr; da drängen sich eine Schaar Berbern durch die Menge mit ihren verwilderten tiefbraunen oder erdfarbigen Gesichtern, mit dem grobwollenen, zerlumpten Hemde bekleidet, welches ihnen kaum bis an die Kniee reicht und vorne offen einen ungehinderten Blick auf die ganze Anatomie ihres magern, sehnigen Körpers gewährt — mit unbedecktem, bis auf einen kleinen Haarbüschel geschorenen Kopfe, auf welchen die Strahlpfeile der afrikanischen Sonne mit ungebrochener Kraft fallen; da rauft sich um den besten Platz ein Haufe neugieriger Neger, scheußliche Gestalten von allen Farben, vom Gelbbraun bis zum Ebenholzschwarz, mit affenartiger Gesichtsbildung, zum Theil bekleidet, wenn sie zur Dienerschaft eines wohlhabenden Mauren gehören, zum Theil mit wenigen Lumpen behängt, welche kaum ihre Blöße bedecken, aber dafür von Oben bis Unten gehüllt in den ekelhaftesten Schmutz und reichlich mit Aussatz besäet. Und auf den Terrassen der Häuser stehen Frauengestalten, die man erst dafür erkennt, wenn sie als solche genannt werden, da sie, in ihre weißen Haiks tief verhüllt, nur eine unförmliche Masse bilden, aus deren Falten ein paar schwarze Augen hervorblitzen.

So wandert der Fremde, umwogt von der zahllosen gaffenden und schreienden Menge, mit welcher er oft nicht in die zartesten Berührungen kommt, gehüllt in eine dichte Staubwolke, welche die brennendste Sonnenhitze auf ihn niederdrückt und selbst nicht einmal die hereindringende Seeluft zu zerstreuen vermag, betäubt durch all die fremdartigen Gegenstände, welche so plötzlich auf sein Auge treffen, durch die hüglichen, ungepflasterten, mit allem möglichen Unrathe bedeckten Straßen der Stadt, und athmet erst dann freier auf, wenn sich hinter ihm die Thorflügel irgend einer Behausung, welche ihm seine Verhältnisse zugewiesen, schließen, und die bewaffneten arabischen Soldaten, welche sich jeder Europäer verschaffen muß, wenn er vor Insulten

des wilden, zügellosen Pöbels gesichert sein will, die tobende Menge von seiner Schwelle treiben.

Tanger mag ungefähr 8—9000 Einwohner zählen. Die Stadt zieht sich amphitheatralisch den Hügel der Cassaba hinan, und besteht durchaus aus unansehnlichen Häusern ohne Dächer, zwischen welchen die nach europäischer Art gebauten Häuser der Consuln, und zwar jedes derselben nach der Bauart jener Nation, welcher der Consul angehört, einen sonderbaren Contrast bilden. Der Umstand, daß die Häuser der marokkanischen Bewohner weiß getüncht sind, macht, daß die Stadt von der Ferne besehen einen recht angenehmen Anblick gewährt, daß aber die Augen, wenn man zwischen ihnen wandelt, durch den blendenden Reflex des Sonnenlichtes sehr schmerzlich angegriffen werden.

Eine etwas breitere Straße zieht sich von Ost gegen West die ganze Breite der Stadt hinan, und vor der Moschee ist auch ein kleiner Platz — sonst ist sie aber durch unzählige kleine, unregelmäßige Gäßchen durchschnitten, wahre Schmutzwinkel, welche diesen Charakter am meisten annehmen, wo sie sich in jenen Theil der Stadt ziehen, der von der ärmsten, rohesten Classe, den Negern bewohnt ist.

Die eigenthümliche Bauart der maurischen Häuser, welche von der Gasse besehen, nicht viel anders erscheinen, als eine etwas höhere, getünchte Gartenmauer, durch welche ein niederes schmales Thürchen mit der jämmerlichen Nachbildung eines maurischen Thorbogens führt, macht das Wandern zwischen denselben eben nicht zum kurzweiligsten Geschäfte, und man muß sich wirklich erst daran gewöhnen um ihren Anblick nicht unheimlich zu finden. Im Innern sehen diese Häuser freilich ganz anders aus (natürlich meine ich hier nur jene der wohlhabenden Mauren; denn jene der Armen sind wahre Erdlöcher mit einer würfelartigen Überdeckung von Lehm und Rohr). Gewöhnlich tritt man durch das kleine von der Straße hereinführende Thürchen in eine Art Vorhalle und von dieser in einen regelmäßig viereckigen Hof, welcher von einer durch Säulen gestützten

Gallerie umgeben ist. Von dieser führen nun Thüren in die verschiedenen Gemächer, welche rings um den Hof laufen, und nur durch jene Licht und Luft erhalten, da man sie in diesem warmen Clima beinahe niemals verschließt. Bei Tage hält man sich auch immer unter den Säulengängen oder im Hofe selbst auf, welcher mit Steinplatten belegt ist und in seiner Mitte ein Bassin, oft mit Springbrunnen hat, das dem Hause den nöthigen Wasservorrath liefert, zu den Abwaschungen vor dem Gebete dient und überhaupt eine angenehme Kühlung verbreitet. Schon in den ältesten maurischen Baudenkmalen von Spanien findet man diese Bassins und es ist auch begreiflich, daß sie sich bei den Nachkommen dieses Volkes bis jetzt erhalten haben und immer erhalten werden, da in diesen Ländern der Hitze schon der Anblick eines klaren Wasserspiegels erquickt.

Größere Gebäude haben mehrere derlei Höfe nebeneinander und da findet man auch immer einen Garten zum Vergnügen des Harems. Selten sind die Häuser anders als ebenerdig gebaut, besteht aber eine höhere Etage, dann ist auch diese eben so eingetheilt, nämlich Gallerie über Gallerie, und ringsumher die Gemächer, welche ihr Licht aus dem Hofe bekommen.

Sehr einfach ist die Einrichtung der Zimmer, wenigstens jene der Männer, denn über die jedem Fremden geschlossenen Frauengemächer läßt sich nicht urtheilen. Da sieht man nicht das kleinste Meubel. Nur auf dem mit Steinplatten belegten Boden sind einige Teppiche und flache Pölster von Leder zum Sitzen ausgebreitet. Besonders schön nehmen sich darunter gewisse Matten aus Binsen geflochten und von sehr zierlicher Arbeit aus. Ein paar Wandschränke verwahren die wenigen Geräthschaften der Bewohner und die Waffen hängen an der Wand. Diese Menschen kennen die unzähligen Bedürfnisse nicht, welche uns Europäer zu wahren Sclaven machen.

Selbst die Schlafgemächer sind nicht anders eingerichtet. In seinen Haik gehüllt legt sich der Maure auf die Binsenmatte oder den Teppich, schiebt ein kleines ledernes mit Roßhaaren gefüll-

tes Kissen unter das Haupt und ruht eben so süß, als wir in unseren Betten. Nur in den Harems mag es nach unserer Ansicht etwas wohnlicher aussehen.

Abends, wenn die Dämmerung herein bricht und die drückende Hitze des Tages flieht, dann setzen sich die Bewohner des Hauses, meistens blos die Frauen, auf die Terrassen, welche statt der Dächer bestehen, genießen die erquickende Kühle, erfreuen sich an dem schönen Rundblick, den man gewöhnlich von diesem erhabenen Puncte gewinnt, und vertreiben sich die Zeit mit Geplauder und Gesang, nicht selten im Vereine mit den Frauen der ganz nahe angebauten Nachbarhäuser. Man könnte auf diesen Terrassen einen Spaziergang über einen großen Theil der Stadt unternehmen.

Und so wie die Einrichtung ihrer Häuser ist auch die Lebensart der Mauren höchst einfach. Nur die Männer verrichten die Geschäfte außer dem Hause, während die Frauen sich mit den geringen häuslichen Arbeiten beschäftigen und die Kinder, die Knaben nur bis zum **10.—12.** Jahre pflegen.

Auch ihre Nahrung ist sehr einfach, und obwohl bei Reicheren täglich mehrmal gespeist wird, so essen sie jedesmal doch so wenig, daß sich unsere europäischen Mägen schwerlich damit begnügen würden. Ihre Hauptspeise ist der sogenannte Kuskusu, eine Speise, welche auf der Tafel des Reichen wie des Armen das Hauptgericht ausmacht; natürlich bei Ersterem in etwas verfeinerter Gestalt.

Den Kuskusu bereiten die Frauen, indem sie aus Weizenmehl einen Teig machen und diesen durch ein feines Sieb reiben, wodurch sich kleine runde Körner von der Größe unserer Hirse erzeugen, welche man in dieser Gestalt längere Zeit aufbewahren kann. Zum Genusse richtet man ihn auf verschiedene Weise zu. Gewöhnlich wird er über kochendem Wasser oder Fleischbrühe gleichsam in Dunst gesotten und wenn die Körner erweicht sind, gesalzen, auf eine flache Schüssel kegelförmig aufgehäuft und auf das Reichlichste mit Fett übergossen, so zwar daß er in selbem gewissermaßen schwimmt.

Vornehme legen als Unterlage eines solchen Kuskusukegels gesottene Hühner, Tauben oder Hammelfleisch. Auch in Milch wird er oft gekocht, besonders als Frühmal und dann wie ein Brei genossen. Es ist eine sehr nahrhafte Speise, welche mit einiger Abänderung in der Zubereitung selbst uns Europäern munden würde.

Bei der Malzeit wird die Schüssel auf den Boden gestellt, welcher mit einer eigenen Speisematte bedeckt wird, und die Speisenden kauern sich ringsumher nieder. Der Hausherr oder Höchste der Anwesenden genießt den ersten Bissen, indem er die drei ersten Finger der linken Hand in den Kuskusu taucht, eine Portion davon in der Hand zu einer Kugel knetet und diese in den Mund schiebt. Hierauf greift Jeder auf gleiche Weise zu, und bald sieht man weiße, braune und schwarze Hände bis an die Gelenke in der Speise herumwühlen, was eben nicht sehr appetitlich ist, wenn auch diese Hände vor der Malzeit mit Wasser gereinigt wurden.

Nur die linke Hand darf die Speise berühren und will man sie während der Malzeit reinigen, so geschieht dies mittelst weißer Brodschmolle. Zwischen zwei verschiedenen Gerichten und nach der Malzeit reicht man die verunreinigte Hand einem Diener zurück, welcher Wasser darauf gießt und sie mittelst eines Tuches abtrocknet.

Zur besondern Etiquette gehört es bei diesen Malzeiten, und dies ist nach unsern Begriffen wohl der abscheulichste Theil derselben, daß der Herr vom Haus ein Stück Fleisch vom Grunde der Schüssel heraufholt, dieses mit den Fingern auf eine geschickte Art zertheilt und die Stücke seinen Gästen überreicht. Nach einer solchen Malzeit, welche äußerst schnell beendet ist, trinkt man Wasser. Nur bei Milchspeisen und Fleischbrühen bedient man sich der Löffel.

Bei den Malzeiten der Ärmeren geht es natürlich viel einfacher zu. Für diese ist eine Schüssel mit Kuskusu schon ein Festtagsgericht. Gewöhnlich nähren sie sich blos von Milch und

Früchten, was Beides hier zu Lande kaum einen Werth hat. Ein paar Feigen oder Datteln oder Früchte vom Cactus opuntia und eine Schale Milch sind dem gemeinen Araber oder Berber genug für den ganzen Tag, selbst während der anstrengendsten Strapatzen einer Reise. Nicht einmal Brot dient ihm zur täglichen Nahrung.

In Tanger gibt es sehr viele Juden, deren Häuser aber nicht wie in anderen Städten im Innern des Reichs in ein eigenes Stadtviertel gewiesen sind, sondern vermischt mit den übrigen Häusern der Mauren und Neger stehen und sich von diesen nur durch eine auffallende Reinlichkeit auszeichnen, und daß man vor ihren Thüren oft auch Frauengestalten unverschleiert erblickt, welche sich nur dann schnell zurückziehen oder das Gesicht verdecken, wenn Mohamedaner vorübergehen.

Auch hier sieht man unter den Jüdinnen, so wie in ganz Marokko die herrlichsten Gestalten, die edelsten Gesichtszüge, deren Reize noch durch die besonders malerische Tracht erhöht werden.

Durch den beständigen Verkehr mit den fremden Kaufleuten findet man unter den Judenfamilien welche, die einige Bildung verrathen, und von denen sowohl Männer wie Frauen sich in der spanischen, portugiesischen, französischen, englischen und arabischen Sprache mit gleicher Geläufigkeit auszudrücken vermögen. Die Juden haben in Tanger so zu sagen den ganzen Handel in der Faust, und die unwissenden Marokkaner werden von ihnen trotz ihres Argwohnes meistens tüchtig betrogen.

Aber auch für den fremden Reisenden ist der Jude von außerordentlicher Wichtigkeit, denn er besorgt ihm gegen einigen Vortheil nicht nur jedes Geschäft, was er hier fremd mit Sprache, Sitten und den Kniffen der Marokkaner, sonst gar nicht abthun könnte, sondern er dient ihm auch als Dolmetsch und Führer; denn so sehr er auch von den Marokkanern verachtet wird, so wissen diese doch, daß sie ohne ihn ihren ganzen Handel aufgeben müßten, und lassen ihm ihren Schutz angedeihen.

Tanger hat nur eine größere Moschee. Ihr massiver, viereckiger Thurm ragt über die kleinen Gebäude ganz majestätisch hervor und gewährt einen recht hübschen Anblick, da er mit verschiedenfarbigen, glasirten Ziegeln in Form von Arabesken verziert ist, und der vergoldete Knopf des Thürmchens, welches sich noch über seiner Terrasse erhebt, stattlich im Sonnenstrahle glänzt. In das Innere der Moschee gelangt kein Nichtmohamedaner, aber durch die geöffnete Thüre zeigt sie sich als eine ganz schmucklose Halle. Vor ihr bildet die Hauptstraße einen kleinen Platz, welcher zugleich der Bazar von Tanger ist. (**Alkaissaria.**) Eine Reihe erbärmlicher Kaufläden zieht sich an den Häusern hin, in welchen man aber nur die unscheinbarsten Artikel erblickt, da werthvollere Waaren in den Häusern, besonders von Juden, aufbewahrt und feilgeboten werden. Jeder solche Kaufladen gleicht einer Art Loge, in welcher der Krämer ein zerlumpter, halbnackter Kerl mit unterschlagenen Beinen auf der Bude selbst sitzt, und rings um sich seine Waaren liegen hat, die er einem Christen oder Juden mit den unverschämtesten Preisen anbietet.

Auf diesem Platze sieht man immer mehrere Santons herumliegen, gräßliche Gestalten, halbnackt, mit Schmutz und seinen Folgen bedeckt, den stieren, fanatischen Blick auf den Vorübergehenden geheftet und mit Ungestüm von ihm eine Gabe fordernd. Und so wie hier findet man sie in der ganzen Stadt zerstreut an den Straßenecken liegen.

Auch allerlei religiöse Spectakel werden hier auf diesem Platze zum Besten gegeben. Da sieht man oft die oben beschriebenen Schlangenbändiger und eine Art Komödie aufführen, wobei ein paar halbnackte, mit Amuleten behängte Männer wie Schildwachen auf- und niedergehen und mit den heftigsten Gesticulationen und dem widerlichsten Geheule lange Gespräche führen. Selten haben sie aber dabei viele Zuseher und noch seltener solche, welche ihre Bemühungen durch kleine Geschenke belohnen.

Außerhalb des westlichen Thores von Tanger ist der so-

genannte Socco oder Markt. Hier werden die Waaren und besonders Feld- und Baumfrüchte im Großen verkauft. Man findet da oft Karavanen von mehreren hundert Kamehlen, welche sich mit ihren halbwilden Führern im Schmutz und Staub herumwälzen. Indessen bietet dieser Markt immer einen interessanten, fremdartigen Anblick dar; denn es verschwindet Alles, was an Europa erinnert, und man sieht sich plötzlich in das Leben und Treiben bisher noch unbekannter Völker versetzt. Die wilden Nomaden, welche mit solchen Karavanen ankommen, sind aber auch selbst von der maurischen Bevölkerung Tangers sehr gefürchtet, und daher ist ihnen der Eintritt in die Stadt verwehrt, die sie sonst wahrscheinlich als eine willkommene Beute für ihre Raubluft betrachten würden. Nur unter dem Schutze einer bewaffneten Escorte wagen sich die Handelsleute unter sie hinaus, und nicht selten wird der Handel unter blutigen Excessen abgeschlossen.

In der Nähe dieses Socco befindet sich der Friedhof.

Die Mauren begraben ihre Leichen ohne Sarg, blos in Tücher gehüllt und schmücken dann das Grab mit einer Steinumfassung. Reichere bedecken es mit Steinplatten, oder erbauen darüber wohl gar eine Art Mausoleum, welches sie mit Cypressen, Myrthen und andern Gesträuchen umpflanzen. Dadurch gewinnt der Friedhof das Ansehen eines Gartens, und es erweckt dieser Ort des Todes nicht so beängstigende, schauerliche Ideen, wie dies bei unseren Leichenhöfen der Fall ist, wo Einem von allen Seiten die verzerrten Bilder des Grabes in ihrer ganzen Scheußlichkeit entgegenstarren, sondern eine sanfte Trauer, eine wehmüthige Erinnerung an das Loos, welches uns allen bevorsteht und welches so Manchem unter der Maske des Schreckens als ein milde tröstender Engel erscheint. Der Maure will nicht mit Grauen bei seinen lieben Todten weilen, er will den Ort der Ruhe und des Friedens geschmückt wissen, ihn mit freundlichen Bildern umgeben, um daselbst manche Stunde der Erinnerung angenehm, wenn auch wehmüthig gestimmt, verträumen zu kön-

nen. Und wirklich sieht man in den kühleren Abendstunden immer Menschen hier, Männer und Frauen, welche auf den Gräbern sitzen, bald in tiefe Trauer versenkt und stille Segenswünsche dem Entschwundenen nachrufend, bald in fröhlichem Geplauder den Beweis liefernd, daß die Zeit mit milder Hand jede, wenn auch noch so schmerzliche Wunde heilt. Wie grausam sind dagegen wir gegen uns selbst bei der Anlegung unserer Friedhöfe, zumal in größeren Städten! Große Schachten nehmen unsere Geliebten auf, wo man die Särge dutzendweise über einander stellt, so daß endlich die Überlebenden oft kaum genau zu bestimmen vermögen, unter welchen von den unzähligen Hügeln die Ältern, die Geschwister, die Freunde ruhen. Jedes Fleckchen Erde wird benützt, um nur mit dem Platze recht hauszuhalten, nackt und kahl liegen die Hügel da und der Wind heult schauerlich durch die hölzernen Kreuze, welche von den Elementen angegriffen, bald wie eben so viele Todtengerippe klappernd aneinander schlagen. Glücklich wer die Mittel besitzt, den Überresten seiner Geliebten ein Plätzchen an der Friedhofsmauer zu erkaufen, wo sie wenigstens durch einige Jahre ungestört ruhen mögen, wo ihren Hügel ein Bäumchen decken darf! Wem aber diese Mittel fehlen, der sieht sie hinausgeschleudert in die allgemeine Todtenwüste und jeder Besuch, den er ihnen später macht, wird mit rauher Hand die Wunden seiner Brust aufreißen, daß sie schmerzlich zu bluten beginnen! Nicht freundlich winkend tritt ihm der Grabesengel entgegen, er darf sich nicht der süßen Hoffnung hingeben mit seinen entschlafenen Lieben einst unter demselben Hügel zu schlummern. Weit von ihnen in einem anderen Theile der Wüste wird er sein Grab finden, welches seine zurückgelassenen Freunde nur schaudernd betreten werden! Mag der Maure noch so gefühlsroh sein, in dieser Beziehung zeigt er wahrlich mehr zartere Gefühle als wir überverfeinerten Europäer! —

Sehr viele Grabmäler von Santons sieht man in der nächsten Umgebung von Tanger, und zwar sind diese meistens so

schön gelegen, bieten so reizende, malerische Bilder, daß man sie nur mit größtem Wohlgefallen betrachtet. Überhaupt sind die Umgebungen dieser Stadt voll der wunderbarsten Scenerien, wozu besonders die vielen Landhäuser der reichen Mauren und Consule beitragen. Letztere sind von den blühendsten Gärten umgeben, in denen man von der königlichen Palme an alle Gewächse des Südens findet. Dazu kommen noch die verschiedenen Ausblicke auf den tiefblauen, majestätischen Spiegel des Meeres mit seinen still dahingleitenden Schiffen und den freundlich herüberwinkenden Bergen der europäischen Küste, um hier einen Spaziergang zu dem reizendsten Vergnügen zu machen, welches sich die wärmste Phantasie vorzustellen vermag.

Die Cassaba (Kasbah) von Tanger ist auf der Höhe eines mächtigen Felshügels gebaut, welcher die Stadt beherrscht, und auf seiner Nordseite beinahe senkrecht bis zu den Fluten der Meerenge abfällt. Sie hat die Ausdehnung einer kleinen Stadt und war einst eben so gut eine feste Citadelle als ein prachtvoller Palast der maurischen Sultane. Noch erheben sich schlanke Thürme aus ihrem Schooße; noch erfüllen blühende Gärten mit marmornen Bassins und Springbrunnen ihre Höfe. Durch hohe maurisch gewölbte Thore betritt man die unzähligen Höfe, Säulengänge, Gemächer und herrlichen Pavillons zum Sommeraufenthalte, wo sich jene bewunderungswürdigen Holz- und Stuccoarbeiten zeigen, welche in der Alhambra zu Granada Jeden mit Bewunderung und Staunen erfüllen. Jedes Gebäude hat seine Terrasse, von welcher man Aussichten über Land und Meer genießt, so großartig und reizend, daß sich das Auge kaum satt zu sehen vermag. Aber wohin auch der Blick in diesen großartigen Räumen trifft, überall tragen sie den Stempel des Verfalles, der Verödung. Die Thürme, zum Theile eingestürzt, von Schlingpflanzen umwuchert; die herrlichen wunderbaren Verzierungen der Gemächer durch den Holzwurm benagt oder theil-

weise herabgebröckelt. Die Gärten sind jetzt ein wildes Gestrüppe von Orangen- und Feigenbäumen, von Rosen- und Jasmingesträuche, welche einst die Zeugen schönerer, glücklicherer Tage waren; trauernd erheben vereinzelte Palmen ihre herrliche Blätterkrone über die wüsten Trümmer empor. Überall herrscht ein schauerliches, düsteres Schweigen. Nicht mehr ruft der Muezzin sein Gebet vom Thurme der Moschee herab, nicht mehr ertönt auf den Terrassen der Gartenpavillons das fröhliche Geplauder, der sanfte Lautenklang der Schönen des Harems. Klagend zieht der Wind durch die ausgebrochenen Thür- und Fensterbögen der schlanken Thürme, welche der lichtscheue Nachtvogel zu seinem Aufenthalte erwählt. Nur selten wandert ein einzelner Maure mit trägem Schritte wie ein weißes Gespenst durch die verödeten Hallen und Gänge und verschwindet in einer der finstern Bogenöffnungen, als stiege er zur stillen Gruft hinab.

Es erregt ein unendlich wehmüthiges Gefühl, wenn man sich mitten in diesem Trümmerhaufen befindet, welcher doch noch immer so viele Spuren des Erhabenen zeigt. Es ist als stünde man auf dem ungeheuren Grabeshügel jenes herrlichen Volkes, welches aus dem Lande seines Ruhmes, aus Spanien vertrieben, hier mit gebrochenem Herzen zusammensank, nachdem es sich selbst noch ein schönes Grabmal errichtet.

Entzückend ist die Aussicht von den Terrassen der Cassaba, zumal wenn sich die sinkende Sonne der unübersehbaren Fläche des Oceans nähert und mit ihrem Glutenstrahle Land und See in purpurnen Schimmer taucht. Majestätisch liegt die ungeheure Meeresfläche da, gegen Westen der Ocean, gegen Osten das inselreiche Mittelmeer, beide verbunden durch die herrliche Meerenge, spiegelglatt, durch die wunderbarsten Farbentöne geschmückt. Kaum bemerkt man die meilenlangen Wellen der andringenden Flut, die in tactmäßigen Schlägen am felsigen Ufer anprallen, dort in weißen Schaum zerstäuben, der sich wie ein Silberband längs der ganzen Küste hinschlängelt, und sich dann wieder zurückziehen, zum Theile im feinen Ufersande versiegend, als hätten

ſie nur das mit grünen Seepflanzen bedeckte Geſtein koſend berühren wollen. Nur ihre Bewegung ſieht man, ihr Brauſen erreicht das Ohr nicht aus der ſchwindelnden Tiefe. Und eben ſo lautlos ziehen die Schiffe durch die Meerenge, mit vollen Segeln den leiſen Lufthauch des Abends auffangend, und verlieren ſich wie Bilder eines Traumes in die mit der Luft verſchwimmenden Grenzen der See.

Und die Küſte des heimiſchen Welttheiles grüßt freundlich herüber mit ihren zackigen Sierren. Über ihre beiden Endpuncte ſchwingt die ernſte Muſe der Geſchichte ihre Tuba, über das Cap Trafalgar und über die rieſige Säule des Herkules. Welch ein Gefühl, ſo getrennt zu ſein von dem Welttheile, dem man angehört — der heimathlichen Erde ſo nahe zu ſein, ſie vor Augen zu haben, und doch für eine gewiſſe Zeit durch eine unüberſchreitbare Kluft davon getrennt zu ſein! Herrlich nimmt ſich die ſpaniſche Küſte von hier aus, noch herrlicher der Anblick der Meerenge gegen Oſten, wo ſich dem ſtolzen Felſen von Gibraltar gegenüber das eben ſo großartige, maleriſch geformte Affengebirge erhebt. In den zarteſten Tinten malen ſich die wunderſchönen Bergformen auf dem violetten Gewölbe des Himmels ab, und zwiſchen ihnen blickt das Auge wie zwiſchen den Pfeilern eines Rieſentempels die Spiegelfläche des Meeres entlang immer weiter und weiter, bis ihm die dichteren Luftſchichten wie herabgelaſſene Schleier die Kraft des Unterſcheidens rauben.

Und an das Affengebirge (**Dschibbel Musa**), dieſe zweite Säule des Herkules, reihen ſich zahlloſe Hügel und Berge, die kühlende Seeluft erhält das Laub ihrer Wälder friſch, und wie ein herrlicher Smaragdſchmuck ziehen ſie ſich ununterbrochen am azurnen Bande der Meerenge hin. Und über dieſen erhebt ſich ein dichtes Gewirre höherer Bergreihen von den kühnſten, mitunter abenteuerlichſten Formen, und zieht ſich nach Süden fort, ſo weit das Auge reicht, und ragt immer ſtolzer empor in den ewig reinen, tiefblauen Äther. Dies iſt der kleinere Atlas mit ſeinen erzreichen zerklüfteten Höhen.

Näher aber dehnt sich die schöne Bai von Tanger aus, ein herrlicher Wasserspiegel, umfaßt von den reizendsten Bildern. Das Cap Malabat mit seinen grünen Laubwäldern, die Ruinen Alt-Tangers, blühende Hügel und endlich das von der Ferne so freundlich aussehende Tanger selbst, umfassen sie wie ein reicher Blumenkranz. Wie weiße Schwäne ziehen einige Fischerbarken mit ihrem dreieckigen Segel auf ihr dahin, während noch der letzte Scheideblick der Sonne über sie hinwegblitzt, und das Gebet des Muezzin langgezogen durch die stille Abendluft dringt.

Zwei Welttheile hat man hier zugleich im Auge! Einen, welcher hinsichtlich seines Flächenraumes gegen den Andern verschwindet, dessen ungeheure Bevölkerung sich aber dafür auf die Höhe der Cultur schwang, so daß sie durch ihre Geisteskraft weithin über alle Meere und Länder herrscht — und einen Anderen, welcher ein ungeheurer Koloß, seine Länder weit gegen den Südpol der Erde hinstreckt, größtentheils noch gänzlich unbekannt ist, und dessen Bewohner sich noch auf der niedersten Stufe der Cultur, mitunter gar noch im wildesten Zustande befinden. Beide Welttheile sich so naheliegend, kaum durch eine Spanne Wasser getrennt, und dennoch so verschieden!

Die Cassaba von Tanger war also einst ein starkbefestigtes Castell, welches zugleich einen prachtvollen Palast in sich schloß. Bis zu welcher Zeit sie noch ihre volle Pracht und Festigkeit bewahrte, ist nicht leicht zu ermitteln, wohl mögen aber schon einzelne ihrer Theile Jahrhunderte lang dem allmäligen Verfalle preisgegeben sein. Jetzt ist sie im Ganzen nicht viel mehr als eine Ruine, von welcher einige kleine Partien bewohnbar sind, oder mittelst einiger Mühe in einen bewohnbaren Zustand versetzt werden könnten.

Sie besteht aus einem Gewirre von Höfen und Wohngebäuden, von Thürmen und Pavillons, welche ziemlich regellos aneinander gefügt sind, wie es wahrscheinlich das Bedürfniß oder der Geschmack des jeweiligen Erbauers erheischte. Schon der erste Hof, in welchen man von der Stadtseite aus tritt, stellt sich

ganz eigenthümlich dar, indem er mitten zwischen eingestürzten Gebäuden und Thürmen, deren Trümmer ringsum zerstreut liegen und mitunter als Zeugen der einstigen Pracht gelten können, allerlei noch bewohnte Gebäude in sich faßt, wie sie eben die Zeit verschonte oder die Menschen aus den Ruinen wieder zusammenflickten. Da steht z. B. ein Gebäude, welches als Gefängniß dient und mit einer prächtigen, auf mehreren kühnen Bögen ruhenden Vorhalle versehen ist; da ragt zwischen zerfallenen mit Pflanzen überwucherten Mauern der sorgfältig getünchte, geschmacklos erbaute Thurm einer kleinen Moschee hervor; da steht ein kleines aus verschiedenen Säulenschäften, Sockeln u. dgl. lächerlich zusammengeflicktes Häuschen, unter welchem einige halbnackte Soldaten liegen oder mit den nichtssagendsten Gesichtern von der Welt an ihren Perlenkränzen zupfend, sitzen, und die Wache dieses ausgedehnten sultanischen Gebäudes bilden — da sieht endlich in einem Winkel der große Thorbogen hervor, durch welchen man in die noch bewohnbarste Abtheilung der Cassaba, welche selbst der Sultan bei einem etwaigen Aufenthalt in Tanger zur Wohnung wählen würde, gelangt.

Die eigenthümlichen hufeisenförmigen Wölbungen der maurischen Thorbögen, so wie die Verzierungen des Innern der Gebäude, gewährt nicht nur einen sehr angenehmen Anblick, sondern sie überraschen durch ihre außerordentliche Zierlichkeit und durch ihre gänzliche Verschiedenheit von jenen anderer Bauarten. Der Bogenschwung scheint kühner und leichter, die Verzierungen aber unendlich zarter als bei den Bauwerken anderer Nationen. Oft scheint das Gewölbe so schwach gestützt, daß man befürchten muß, es könne die ungeheure Last nicht tragen, welche darauf ruht; und doch wankte es bei den Erschütterungen mehrerer Jahrhunderte nicht, während wir solche aus späteren Epochen oft gar bald in Trümmer fallen sehen. Ein sprechendes Beispiel bietet die Alhambra und der neben dieser stehende Palast Carl V. zu Granada.

Die Thorbögen der alten Mauren sind gewöhnlich mit einem breiten Steinbande umgeben, in welchem sich Sprüche aus

dem Koran en basrelief gehauen befinden, und dieses umgeben wieder verschiedene Felder mit der geschmackvollsten, zartesten Verzierung, theils in Stucco gearbeitet, theils eingelegte Arbeit aus verschiedenfarbigen kleinen überglasten Ziegeln, alle möglichen Arabesken, Rosetten und Sterne bildend. Oft ist die Mauer stellenweise durchbrochen gearbeitet, wie der schönste Spitzenschleier, um in den größeren Hallen und Gemächern ein sanftes Dämmerlicht von der wunderbarsten Wirkung hervorzubringen, oder einen künstlichen Luftzug zu erzeugen. Kleinere Wölbungen, wie z. B. bei Nischen oder an Fenstern, welche übrigens im Innern der Gebäude selten vorkommen, da die Gemächer und Hallen das Licht durch die stets offene Thüre erhalten, solche kleinere Wölbungen ruhen auf Säulchen von so netter und zierlicher Arbeit, als seien sie in der Hand eines Kunstdrechslers entstanden. Die Umfassungen der Bassins, die Vasen in denselben, aus welchen der klare Wasserstrahl hervorspringt und die erquickendste Kühlung verbreitet, sind von den edelsten Formen, von der sorgfältigsten, reinsten Arbeit.

Und alle diese Herrlichkeiten, welche jedes Auge entzücken, sind der barbarischen Unwissenheit und Roheit der jetzigen Mauren überlassen, welche sie wie die gleichgiltigste, unwürdigste Sache dem Ruine preis geben, oder zu ihren geschmacklosen Häusern verwenden. So sieht man manches herrliche Säulenstück verkehrt als Eckstein eingemauert, manche herrlich verzierte mit den reinsten Schriftzügen geschmückte Marmorplatte als Thorschwelle, über welche der Fuß der indolenten Besitzer unbekümmert hinwegschreitet.

Das prachtvollste Stück des noch bewohnbaren Theiles der Cassaba ist ein mit breiten Steinplatten belegter, im Quadrate gebauter Hof. In seiner Mitte ist ein großes achteckiges Bassin aus weißem Marmor, mit einer schönen Vase versehen, aus welcher sich ein klarer Wasserstrahl in die Luft hebt. Rings um den Hof zieht sich ein offener Gang, dessen maurische Bögen von zwei und zwanzig Säulen aus weißem Marmor getragen werden, welche übrigens

nicht maurischen Ursprungs zu sein scheinen, sondern wohl einer der vielen römischen Ruinen entnommen sind, die man in ganz Marokko zerstreut findet. Die Außenräume zwischen den Bögen so wie über ihnen eine breite Bordüre sind mit jener schönen Mosaik aus verschiedenfarbigen Backsteinen geschmückt. Man kann sich kaum etwas Zierlicheres denken als diese leichtgeschwungenen, echt maurisch verzierten Bögen.

Acht große Gemächer öffnen unter dem Gange ihre hohen Thüren, durch welche sie Licht und Luft erhalten, und zwei von diesen, noch vollkommen erhalten, zeigen all die Pracht und den Reichthum der Verzierungen, wie man sie in den Hallen der Alhambra bewundert. Die Wände derselben gleichen der wundervollsten Tapisserie, bestehen aber aus jener Mosaik von gebrannten Steinen, welche die verschiedenartigsten Arabesken zwischen breiten weißen Bändern darstellt. Der Boden ist mit weißen Steinplatten belegt, der Plafond hingegen von jener nicht zu beschreibenden eingelegten Holzarbeit, welche mit Perlmutter, Elfenbein und Ebenholz, mit Gold und Lasurfarbe verziert die Bauten der alten Mauren schmückt, und im ersten Augenblicke, ehe man die erstaunenswerthe Regelmäßigkeit ihrer einzelnen Theile erkannt hat, eine so lebhafte Erinnerung an eine Tropfsteinhöhle erweckt.

Über alle Beschreibung schön und bewunderungswürdig ist auch hier jene durchbrochene Mauerarbeit, welche in Form eines großen Fensters über der Thüre angebracht ist, und einen leichten, in diesem Clima so wohlthuenden Luftzug erzeugt. Die Mauer hat daselbst ihre volle Stärke, allein wahrscheinlich aus einer Gipsmasse erzeugte Tafeln sind so künstlich, sich verschiedenartig durchschneidend, in einander gefügt, daß sie von der Seite besehen die herrlichsten Rosetten und Sterne bilden. Die Gesimse dieser Gemächer sind durchgehends von der schönsten ciselirten Arbeit, und selbst die ungeheuern Thürflügel zeigen künstliche Holzschnitzereien.

Sonderbar, daß der Hauptzugang in diesen Hof der Cassaba

ein ganz schmaler niederer Gang ist, durch welchen man auch nur in die angrenzenden Gebäude gelangt. Mehrere verfallene Gemächer, Hallen und Gänge führen in den Garten und zu einem großen sehr wohlerhaltenen Pavillon, wahrscheinlich für den Harem bestimmt. Der Garten, rings von hohen Mauern, den Rückseiten anderer Gebäude, umgeben, ist gegenwärtig eine Wildniß, zum Theil durch einen dichten Orangenhain, dessen unzählige Früchte unbenützt verfaulen, theils durch Rosen- und Jasmingesträuch, durch Palmen und Feigengestrüppe gebildet. Dicht verwachsen sind die lieblichen Gänge, mit welchen einst die süßduftenden Partien dieses der Lust geweihten Ortes durchzogen waren; in undurchdringliches Gestrüppe verwandelt die schattigen Lauben, in welchen reizende Frauen die Kühlung des Abends genossen und in glühenden Gesängen beim Klange der Mandoline die Gefühle ihrer Brust verkündeten. Scheu flattert jetzt die Eule und die Fledermaus durch die düsteren Laubschatten, und das gräuliche Lied der Unke ist der einzige Ton, welcher diese öden Räume durchzieht!

Der daranstoßende Pavillon scheint neuerer Bauart, oder wenigstens durch Renovirung gänzlich umgewandelt, obwohl er in seiner Eintheilung und in der Form den alten maurischen Gebäuden ganz ähnlich gehalten wurde. Er ist eine Etage hoch und hat viele geräumige Gemächer mit der Aussicht auf das Meer, welches in schwindelnder Tiefe brausend an den Fuß des Berges schlägt. Von seiner Terrasse genießt man aber eine unbegrenzte Fernsicht über die ganze Meerenge mit der schönen Küste von Europa, bis nach Gibraltar, dessen Telegraphen man mittelst eines guten Fernrohres recht genau ausnimmt, in den Ocean hinaus über die Bai von Tanger und über die zahllosen Reihen von Hügeln und Bergen des kleinen Atlas. Unbeschreiblich ist der Eindruck, welcher dadurch erzeugt wird, daß man zwischen all diesen Ruinen hindurch überall das frische Leben der Natur, die wundervollen Farbentöne des Meeres und der blühenden, erhaben geformten Küsten zweier Welttheile erblickt.

Auf dieser Terrasse die Nacht zu erwarten, gehört zu den höchsten Genüssen, welche man sich vorzustellen vermag. Der letzte Abendstrahl verglimmt — fahles Grau überzieht den westlichen Himmel. Aber im Osten steigt die volle Mondesscheibe empor und sendet ihr magisches Halblicht in die alterthümlichen Räume. Hell erglänzen die hohen Zinnen der altersmorschen Thürme, während sich lange, blauschwarze Schatten durch die verödeten Höfe und Gärten ziehen und grauenhaft die finstern Thorbögen der Gänge und Hallen hervorstarren. Alles ist still geworden — kein menschlicher Laut dringt durch das halbverfallene Gemäuer. Nur von unten herauf erschallt das donnernde Anprallen der Meereswogen an die Felsen, zwischen welchen so wie in den Thürmen hier und da das melancholische Geschrei eines Nachtvogels ertönt.

Es herrscht eine schauerliche Ruhe — ganz dazu geeignet, die Seele in phantastische Träume zu wiegen. Unwillkürlich sieht die Erinnerung zu den ehemaligen Bewohnern dieser Räume, die einst hier gelebt, gelitten und ihr Grab gefunden, und deren Geister jetzt trauernd durch ihre verlassenen Hallen ziehen. Längst schon sind ihre Gebeine vermodert und auch von der Pracht ihrer Wohnungen sind blos schwache Spuren geblieben. Wehe rufen sie über ihre entarteten Nachkömmlinge, denen, in rohe Barbarei versunken, nichts geblieben, als das ohnmächtige Gebet um das, was sie durch ihre eigene Schuld für immer verloren!

Die Küste der Bai von Tanger bis zum Cap Malabat, welches gleichsam den östlichen Thorpfeiler bildet, ist unendlich reich an den herrlichsten Scenerien. Sanfte, mit Gebüsch bedeckte Anhöhen auf der einen Seite, das malerisch gelegene Tanger mit seiner Cassaba auf der andern und vis-à-vis über dem schönen, in seinen Farbentönen ewig wechselnden Meere die schroffen Felsgebirge Spaniens.

Wie man aus dem Thore von Tanger heraustritt, wo

unter einer elenden Säulenhalle die Hafenwächter mit lauernden Augen jeden Vorübergehenden mustern, hat man schon ein wunderschönes Bild vor sich, denn man steht an der See, und ewigschön, ob spiegelglatt, ob von leichtem Lufthauche gekräuselt oder vom Sturme bis zum Grunde aufgewühlt — ob von den frischen Tinten des erwachenden Morgens oder dem Glutenstrome des Abends oder dem sanften Lichte des Vollmondes übergossen — ewigschön bleibt der Anblick des Meeres.

Ungefähr auf dem halben Wege zwischen Tanger und Cap Malabat liegen hart am sandigen Gestade, ja von der andringenden Flut oft benetzt, die Ruinen von Alt-Tanger — wahrscheinlich das alte Tingis der Römer. Zwischen dichtem Gestrüppe erheben sich die zerfallenen, einst ungeheuer starken Umfassungsmauern dieser Stadt, mit ihren riesigen Strebepfeilern aus gelblichem Sandsteine erbaut. Aber zu ihrer außerordentlichen Stärke haben sie nur einen sehr geringen Umfang, so daß man beinahe versucht wird, das Ganze eher für die Ruine eines einem Römerbaue würdigeren großartigen Castells als einer Stadt zu halten. Daß es aber Römerwerk ist, unterliegt wohl keinem Zweifel; um so weniger, wenn man das außerhalb desselben befindliche Stück eines Brückenbogens betrachtet, welcher jetzt ziemlich weit von einem in das Meer strömenden Flüßchen, und noch dazu bereits im Meere selbst sich befindet und zugleich beweist, wie verschieden früher die Küste gebildet gewesen sein mag. — Möglich, daß selbst früher bedeutendere Ruinen vorhanden waren, die aber mit der Zeit durch die weiter vordringenden Fluten des Meeres und den ans Ufer geschobenen Sand verschlungen wurden.

Jedenfalls sind so manche römische Baufragmente, welche man in Tanger findet, vielleicht auch jene zweiundzwanzig Marmorsäulen der Cassaba — diesen Ruinen entnommen, welche die Untersuchung alterthumskundiger Männer verdienten. Aber sie hätten dabei nicht nur mit Schutt und üppigwucherndem Gestrüppe zu kämpfen, sondern auch mit den Landesbewohnern,

welche jede derlei Untersuchung eines Fremden eifersüchtig verwehren, weil sie eben aus dem dahin ausgesprochenen Wunsche einen verborgenen, ihrer Unwissenheit freilich unentdeckbaren Werth der Ruinen zu finden glauben.

Gegenwärtig haben sich rings an der Umfassungsmauer von Alt-Tanger, einige arme Mauren ihre elenden Hütten oder Zelte angelehnt, und gewinnen aus dem Meere, welches hier ganz seichte Ufer hat, Salz, indem sie das Wasser in Gruben durch die Sonnenhitze verdunsten lassen. — Auch ist in der Nähe der Ruinen eine jener Strandbatterien, welche dem Feinde eine Landung verwehren soll, und zwar die größte dieser Batterien, wenn ich nicht irre, unter dem Namen „der Renegat" bekannt. Von hier geht es nun wieder längs der Bai fort, bis zum genannten Cap Malabat, von dessen, mit Gummisträuchern, Fächerpalmen und Korkeichen bedeckten Höhen man die entzückendsten Fernsichten über die ganze Meerenge nach Ost und West und über die liebliche Bai von Tanger genießt. Hier ein mit weittragenden Kanonen reichlich besetztes Fort würde im Vereine mit den Befestigungen von Tanger, vorausgesetzt, es wären diese nicht marokkanischer Bauart und Bewaffnung, jeder Flotte Trotz bieten können, welche sich die Einfahrt in die Bai erzwingen wollte.

Unbegreiflich bleibt es immerhin, daß jene Römerstadt oder jenes Castell, welches man Alt-Tanger nennt, ganz im Hintergrunde der Bai und kaum höher als der Meeresspiegel bestanden hat, da doch rechts und links so ausgezeichnete Puncte zu Vertheidigungswerken liegen.

Ein zweiter, nicht minder interessanter und lohnender Ausflug von Tanger führt gegen Westen nach dem Cap Spartel, dem äußersten Puncte der afrikanischen Nordküste, von wo aus man den Anblick des Oceans in seiner ganzen ehrfurchtgebietenden Großartigkeit genießt.

Der Weg dahin führt bei einigen Villa's der in Tanger befindlichen Consuls vorüber, unter denen sich besonders jene des früheren amerikanischen Consuls durch ihre herrlichen Gartenanlagen auszeichnet, welche leider jetzt nach und nach zu Grunde gehen. Wenigstens geben sie den deutlichsten Beweis, was sich diesem Boden bei nur einigem Fleiße abgewinnen ließe, dem die erfrischende Seeluft und der hier die Erde befeuchtende starke Thau, wenn auch Monate lang kein regenspendendes Wölkchen am ewigreinen, tiefblauen Äther erschien, so wesentlich zu Hülfe kommt. Im üppigsten Blätterschmucke und mit dem frischesten Grün geschmückt, stehen die ungeheuern Korkeichen, Erdbeerenbäume, Orangen-, Feigen- und Granatbäume da, an denen sich die Rebe in wahren Riesenranken hinanwindet und zwischen Einem zum Andern die reichsten, malerischesten Festons bildet, während noch im Monate October weiter im Innern des Landes Alles von der Sonnenhitze verbrannt ist, jede Vegetation erstorben scheint. Überall duften da Rosen und Jasmin, und zwischen majestätischen Cypressen und Palmen steigt der Burbaum wirklich als schöner Baum und nicht so wie bei uns als niederes Gesträuppe empor. Man meint sich in einen ganz anderen Welttheil versetzt, wenn man den Weg bis hierher, welcher über kahle, sonnenversengte Hügel führt, zurückgelegt hat, und diesen wunderschönen Ort erreicht.

An ein paar Thuars vorüber, welche mit ihren elenden Schilf- und Lehmhütten durch dichte Agaven- und Cactushecken umfriedigt sind und ringsumher einige schwache Spuren von Feldbau zeigen, gelangt man endlich nach einem ziemlich beschwerlichen Ritt auf das genannte Cap. Dies ist ein ziemlich hoher Berg, welcher gegen das Meeresufer steil abfällt, und an dessen Fuß sich die Wogen der See schäumend zerschellen, selbst wenn diese ganz ruhig ist, weil hier die Strömung in die Meerenge hereinbricht. Kein Pinsel vermag die unermeßliche Aussicht zu fesseln, welche man hier genießt, keine Feder das Gefühl zu beschreiben, von welchem man hier ergriffen wird, wenn der

Blick über die unabsehbare Fläche des Weltmeeres fliegt, welches sich in weiter Nebelferne mit den zarten Farbentönen des Äthers vermischt — keine Feder den Eindruck zu schildern, welchen der Anblick so historisch-merkwürdiger Puncte, wie Cadix, Trafalgar, Tariffa und Gibraltar erzeugt, die man wie auf einem ungeheuern Rundgemälde vor sich aufgerollt sieht. Wie wird da so manches Bild, welches sich die Phantasie im engen Raume der Studierstube entwarf, gänzlich verwandelt — wie groß, und doch wieder wie unendlich klein erscheinen die Thaten der Menschen, welche sich ihre Nachkommen noch nach einem Jahrtausend prahlend zurufen, wenn man den unermeßlichen Schauplatz, auf welchem sie vollbracht wurden, vor sich liegen hat! Und dennoch bestimmten solche Thaten oft das Geschick von ganzen Nationen — und dennoch vermochte der Geist eines Einzelnen oft dem Gange der Geschichte eine ganz andere Wendung zu geben — und dennoch übten die Thaten und das Wollen eines Menschen so oft den riesigsten Einfluß selbst auf den ganzen kaum zu überblickenden Schauplatz aus, den sie in ein blühendes, gottgesegnetes Paradies oder in eine grauenvolle Wüste umzuschaffen vermochten!

Man sollte die Weltgeschichte nur immer an Ort und Stelle studieren können. Wie so ganz anders würde man da Manches beurtheilen — wie würde da so Manches zur nichtigen Spielerei herabsinken, und wie groß würde dagegen wieder mancher Geist erscheinen, der es gewagt sich im kühnen Fluge über die ungeheuern Räume der Natur zu schwingen, und seine immensen Entwürfe durchzuführen! Wie unendlich leichter prägt sich da Alles ein, an was sich früher die Phantasie abmarterte, denn man gewinnt sinnliche Anhaltspuncte, und an diese knüpft sich das Erinnerungsvermögen fester, als an die schwachen, wandelbaren Luftgebilde der Phantasie!

Cap Spartel ist zum Theile bewaldet, größtentheils aber nur mit niederen Sträuchern, worunter sich der Gummistrauch mit seinen glänzenden, wie candirten Blättern und Zweigen be-

sonders auszeichnet, dicht bewachsen. Zahllose Wildschweine beleben die sumpfigen Niederungen zwischen den Hügeln, in welchen der Berg sich von der See ab verliert, und im niederen Gestrüppe wimmelt es von rothen Nepphühnern. Auch Stachelschweine und Zibetkatzen sollen sich da in großer Menge finden und der Schakal im schönen Vereine mit der Hyäne, welche die Sage des Marokkaners zur Führerin des Ersteren macht, durchstreifen in der Nacht heulend diese menschenleeren Gegenden, und holen sich zur Winterszeit selbst aus den einsamliegenden Thuars und auf den Begräbnißstätten ihren Raub.

Näher an Tanger brachten die Marokkaner am steilen Bergesabhange gegen die See ein paar gemauerte Batterien an, um die Küste zu vertheidigen. Natürlich wieder schön weiß getüncht, um sie dem Feind schon von Ferne als Beweise ihrer Macht kund zu geben, und mit einigen ihrer jämmerlichen Geschütze bestellt, welche kaum eine größere Wirkung als ein furchtbares, durch die Felsabhänge dröhnendes Gebrülle hervorzubringen im Stande wären. Vermöchte man hier zu landen und nur einige Feldgeschütze heraufzuschaffen, so könnte man Tanger von der Landseite angreifen, und da genügten ein paar Kanonenschüsse, um die schwachen, altersmorschen Mauern über den Haufen zu werfen. Doch für den Angreifer auf Tanger wird dieß in dem Zustande, in welchem sich diese Festung gegenwärtig befindet, nicht nöthig sein, und er wird durch einen Angriff von der Bai aus wahrscheinlich eben so schnell zum Ziele gelangen; denn sind einmal die Mauern zerschossen, so dürfte er auch mit den wilden Horden, welche es wahrscheinlich vertheidigen würden, bald fertig werden.

VIII.

Die Reiſe von Tanger nach Mequinez. Die Quellen an der Straße. Das Innere des Landes. Flüſſe. Die Stadt Alkaßar. Der Diſtrict des Tribus al Garb. Die Provinz Uladenſir. Die wilden Horden und ihr Benehmen gegen Europäer. Die Reiſe durchs Gebirge. Die Stadt Sarhoun. Die Ruinen einer römiſchen Stadt. Inſchriften. Die letzte Wegſtrecke bis Mequinez.

Die Straße von Tanger nach Mequinez, d. h. die Richtung, welche Reiſende nach dieſer Stadt nehmen (denn Straße kann man dieſen wandelbaren, durch die Karavanen ausgetretenen Weg nicht nennen), führt meiſtens durch ein gebirgiges Land, indem ſie alle die Bergzüge durchſchneidet, welche ſich zwiſchen den von Oſten nach Weſten ziehenden Flüſſen gegen den Ocean abſenken. Gewöhnlich reiſt man 9 Tage und berührt in dieſem ganzen Zeitraume außer ein paar Thuars nur zwei größere bewohnte Orte, nämlich die Städte Alkaßar (Al-Kaſir oder Alkſar) und Sarhoun. Es heißt alſo die Nacht unter Zelten zubringen, und überhaupt alle jene Fatiguen ertragen, welche eine Reiſe in einem Lande, wo man ſelbſt im October ſelten ein Wölkchen am Himmel ſieht, welches die furchtbare Kraft der Sonne mildert, mit ſich bringt.

Die größte Beſchwerde einer ſolchen Reiſe bleibt aber immer der Mangel an Trinkwaſſer; denn die Flüſſe ſind größtentheils noch gänzlich verſiegt oder zum Theile in ſtehende Pfützen verwandelt, und die wenigen Quellen, auf welche man ſtößt, bieten meiſtens ein ſo ekelhaftes Getränk, daß man ſich trotz des quälendſten Durſtes noch einige Zeit beſinnt, ehe man den erſten Schluck wagt. Jedoch werden ſolche Orte, wo ſich Quellen befinden, bei

dem allgemeinen Wassermangel von den Marokkanern wie ein Heiligthum geachtet, welches sie mit einer Art Ehrfurcht betreten.

Allein selten ist der Trunk aus einer solchen Quelle eine wahre Erquickung, und meistens reizt das lauwarme Wasser zu noch größerem Durste; denn da die Quelle bei der Alles versengenden Hitze gewöhnlich nur sparsam aus dem Boden dringt, so bildet sie dort, wo sie nicht durch einen Brunnen eingefaßt wurde, gewissermaßen nur eine starke Pfütze mit einem gelblichen, oft sogar übelriechenden erwärmten Wasser. Und dennoch ist das Bedürfniß, dieses ekelhafte Getränk zu schlürfen, so groß, daß Menschen und Thiere zu der Quelle hinstürzen und Jeder sich glücklich schätzen kann, unter den Ersten hinzukommen, um einen Trunk zu erhaschen, ehe das Wasser durch die vielen Schöpfenden und durch die Lastthiere gänzlich verunreinigt wurde.

Sehr oft findet man bei der Quelle ein paar Erdhütten, oder die Capelle eines Santons, deren Bewohner es sich zum Geschäfte machen, das Wasser in große Bocksschläuche zu füllen, und den Reisenden gegen eine kleine Gabe anzubieten. Allein dadurch wird das Getränk wo möglich noch ekelhafter, denn es nimmt nun den Geruch des wahrscheinlich niemals gereinigten Schlauches an. Auch ist der Anblick eines solchen Wasserverkäufers nicht geeignet um Appetit zu erregen. Meistens ist es ein gelbbrauner halbnackter Kerl, dessen geschorner, unbedeckter Kopf so wie sein ganzer übriger Körper die unleugbarsten Spuren einer viehischen Unreinlichkeit trägt. Hals, Brust und Arme sind mit allerlei Amuletten behangen, so wie der oft aus einer ganzen Bockshaut verfertigte Schlauch mit einer Menge plumper Verzierungen und einer Glocke. So läuft er in der brennendsten Sonnenhitze herum und sucht unter unbändigem Geschrei die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen, um für den ekelhaften Inhalt seines Schlauches einige kleine Münzen zu erbetteln.

Die Hitze ist im Innern des Landes, wo sie nicht durch die erfrischenden Seelüfte wie zu Tanger gemildert wird, selbst noch im Monate October sehr stark. Alles ringsumher ist ver-

sengt und oft zeigt sich im weiten Umkreise von ein paar Meilen kein grünes Fleckchen außer ein paar vereinzelt stehende Agaven oder ein unförmlicher Cactus. Die Erde ist an ihrer Oberfläche zu Staub vertrocknet und von unzähligen Rissen durchfurcht, welche sich viele hundert Schritte lang hinziehen und wie ein Netz das ganze Land bedecken. Sie sind oft fußbreit und sehr tief, was für die Reiter und die Lastthiere nicht ohne Gefahr ist. Nur wo sich aus der Erde eine Quelle hervordrängt, wuchert der üppigste Pflanzenwuchs und bildet eine Oase, welche mit ihrem blühenden Oleandergebüsche und ihren schlanken Palmen einen schönen und wohlthuenden Anblick gewährt.

Am üppigsten ist die Vegetation immer an den Ufern der Flüsse, selbst dort, wo ihr Wasser versiegt ist, da sich in der Tiefe des Steingerölles und Sandes, welcher ihr Bett bedeckt, noch immer Feuchtigkeit befindet. An Stellen aber, wo das Wasser sich aufstaute und von den Sonnenstrahlen nicht gänzlich aufgeleckt werden konnte, oder bei Flüssen, welche nicht versiegen, verwandeln sich die Ufer plötzlich in den blühendsten Garten. Dichtbelaubte Bäume breiten ihre schattige Blätterkrone aus, Reben schlingen sich um ihre Stämme und Äste, der Oleander gleicht einem mit zahllosen Rosen übersäeten Weidengebüsche und die Pflanzen schießen zu einer erstaunlichen Höhe empor.

Nachdem man die Flußbette des Elmalharar, Emiez und Misrelelheschef, alle drei versiegte Torrenten, durchzogen, erreicht man die Ebene Neysana, wo alle Dinstag Markt gehalten wird, und tritt nun in das Gouvernement Larasch. In diesem befindet sich das Schlachtfeld, wo König Sebastian von Portugal im Jahre **1578** geblieben ist.

Bis jetzt zieht sich die Route ziemlich nahe am Meere hin, so daß man dieses sogar von einigen Höhen erblicken kann, so wie man auch ziemlich nahe an die Küstenstadt Arzilla kommt; dann aber wendet sie sich mehr östlich, erreicht das Ufer des bedeutenden auch in der heißen Jahreszeit mit Wasser versehenen

Flusses Lucos und die an ihn gebaute Stadt Alkassar, welche aber viel weiter östlich liegt, als alle Karten angeben.

Der Fluß Lucos, eine Torrente wie alle übrigen, entspringt auf den Höhen des kleinen Atlas und mündet sich nach einem ziemlich bedeutenden Lauf bei Larasch in den Ocean. Seine Ufer sind stellenweise ziemlich hoch und mit schönen Auen bewachsen, welche der Stadt Alkassar, vereint mit den sich im Süden erhebenden malerischen Bergformen, ein sehr schönes Ansehen geben.

Die Stadt liegt auf und zwischen Hügeln, hat mehrere Moscheen, wie man aus den zahlreichen Thürmen erkennt, die sich neben herrlichen Palmengruppen erheben, und ist mit einem dichten Gehege blühender Gärten umgeben. Wie sehr verändert sich aber dieses anmuthige Bild, wenn man bei ein paar großartigen und malerisch gelegenen Grabmälern von Santons vorüber in die Stadt selbst gelangt, welche nach ihrer Ausdehnung zu urtheilen gewiß eine Bevölkerung von **10 — 12,000** Seelen hat. Enge, krumme Gassen, auf welchen aller mögliche Unrath liegt, ungetünchte, größtentheils aus Luftziegeln erbaute Häuser, welche schon durch ihre Bauart ohne Fenster, finsteren Gartenmauern gleichen, geben der Stadt ein trauriges Aussehen.

Die Israeliten bewohnen hier einen eigenen Stadttheil, welcher von jenen der Mauren durch Umfassungsmauern abgesperrt ist. Beim Tage steht am Thore eine marokkanische Wache, Nachts aber wird dieses gänzlich versperrt und es ist den jüdischen Bewohnern bei Todesstrafe verboten, sich aus dem ihnen angewiesenen Quartiere zu begeben.

Am linken Ufer des Flusses Lucos betritt man den District des Tribus al Garb, welcher einige bedeutende Ebenen hat. In diesem ganzen Districte ist kein Ort mit gemauerten Häusern, hingegen trifft man viele Thuars von elenden Lehmhütten, deren Eine selbst der Kaid dieses Tribus, der übrigens für einen sehr reichen Mann gilt, bewohnt. Man passirt den Fluß Mda einigemale, indem man gegen Osten zieht und gelangt endlich

an die wildzerrissenen Ufer des Sbu, dessen Lauf man längere Zeit aufwärts verfolgt. Dieser reißende Fluß, der sein Wasser niemals verliert, ist der bedeutendste, den man auf dieser Reise passiren muß. Er entspringt an den Abhängen des großen Atlas, durchströmt die ganze Provinz Fez von Osten nach Westen, fließt in der Nähe dieser Hauptstadt vorüber, nimmt mehrere kleinere Torrenten auf und stürzt sich dann bei Mahmora ins Meer. Seine Ufer sind theilweise dicht mit Gebüschen und Auen bewachsen und bieten eine Reihe der freundlichsten Bilder, welche um so wohlthuender auf den Reisenden wirken, als dieser durch den Anblick der kahlen, einförmigen Ebenen im höchsten Grade ermüdet ist.

Die Gegend wird jetzt immer bevölkerter. Jede plötzliche Wendung um einen Hügel zeigt wieder ein Thuar, unter welchen viele blos aus spitzen, aus braunen Decken verfertigte Zelten bestehen und nomadisirenden Stämmen gehören. Überall findet man Spuren des Ackerbaues und noch mehr der Viehzucht, die sich in großen Heerden von Rindern und Schafen kund gibt. Man ist hier in der Provinz Uladensir und schon recht in der Mitte wilder Araber- und Berberstämme, deren Sitten und Gebräuche sich so auffallend von jenen der Mauren unterscheiden.

Gewöhnlich sind Europäer für diese wilden Horden eine seltene, oft niemals gesehene Erscheinung und sie strömen daher in großen Massen aus allen Thuars zusammen, um dieses Wunder zu sehen. Selbst die Weiber drängen sich in großen Zügen hervor, meistens unverschleiert und eben so nothdürftig bekleidet, wie die Männer, vor sich eine weiße Fahne hertragend und ihren ohrenzerreißenden Begrüßungsruf heulend. Nicht so freundlich aber geberden sich die Männer, aus deren wildblitzenden Augen die Lust nach Raub hervorleuchtet. Erschiene hier ein reisender Europäer ohne namhafte Bedeckung, so würde er wahrscheinlich bald ihr Opfer sein, oder er würde in solcher Art niemals so weit in das Innere dieses wilden Landes eindringen können, sondern ohne Zweifel schon auf der ersten Tagreise von

der Küste seiner Habe und seines Lebens beraubt werden. Man kann sich nichts Wilderes, Abschreckenderes vorstellen, als diese Menschen, in deren Physiognomie sich alle möglichen Leidenschaften tiefe Furchen gegraben. Sie gleichen am meisten den Tiegern, die mit lauernden Blicken auf den Moment warten, in welchem sie am leichtesten über ihre Beute herfallen können.

Gewöhnlich suchen sie bei europäischen Reisenden ärztliche Hülfe und meinen, es müsse ihnen jeder Europäer solche bieten können. Sie fordern da mit dem größten Ungestüme Medicamente, und stellen sich zufrieden, was man ihnen auch immer als ein solches reicht. Freilich mag ihre Lage im Falle der Krankheit eine sehr traurige sein; denn reichen die Zaubersprüche ihrer Marabuts nicht mehr aus, oder die wenigen, einfachen Mittel, welche sie der Natur abgelauscht, so sind sie auch gewiß ein Opfer ihres Übels. Die Heilkunde, welche einst unter den Arabern auf einer so hohen Stufe stand, ist nicht auf ihre Nachkommen übergegangen. Überall sieht man Spuren der Krankheit, welche unter der Behandlung eines Arztes leicht gehoben würde, die aber diese Menschen dem Elende und dem langsamen Hinsterben preisgibt. Nicht einmal die im Kriege erhaltenen Wunden wissen sie zu heilen und diese nehmen bei der Hitze des Klimas meistens sehr bald einen tödtlichen Charakter an.

Durch die Tribus von Beni Hassem und Chisu geht es nun über den Fluß Erdum immer weiter in die Gebirge hinein. Auf allen Seiten starren schroffe Höhen empor, kahl und unfruchtbar, höchstens mit Agaven und Fächerpalmen bewachsen. Wegen der immer zum räuberischen Angriffe auf Reisende bereiten Berbern ist dieser Theil der Route der gefährlichste. Zugleich leidet man von der Hitze entsetzlich in diesen engen Schluchten, mit ihren kahlen, sonnedurchglühten Wänden. Endlich gelangt man durch die Pässe Ginnel und Babiuka in einen weiteren Thalkessel, in dessen Hintergrunde auf zwei Hügeln die Stadt Sarhaun sich ausbreitet, überragt durch den herrlich geformten Felsberg Gibel Sarhaun. Der ganze Thalkessel bie-

tet ein äußerſt anmuthiges Bild. Grüne Wieſen ſchmücken ſeinen Grund, durch welchen ein Bach zwiſchen blühendem Oleandergebüſche hinrauſcht, Geſträuche und Olivenwälder die Bergabhänge, und freundlich blicken die weißen Häuſer von Sarhaun von ihren Hügeln herüber, zwiſchen welchen der hohe Thurm der Moſchee ſteht. Nach ſo beſchwerlichen Märſchen, wie die früheren waren, thut es doppelt wohl, ſich wieder in einer Gegend zu finden, wo das Leben nicht durch einen Überfluß der Hauptquellen desſelben, Licht und Wärme, faſt gänzlich erſtorben iſt.

In Sarhaun liegt der verehrteſte Santon des ganzen Landes begraben, Muley Drys, und daher wird es keinem Chriſten geſtattet dieſe Stadt zu betreten.

Eine weit größere Merkwürdigkeit als jene mauriſche Stadt, welche ſicherlich ein eben ſolcher Sammelplatz des Schmutzes ſein mag als alle übrigen marokkaniſchen Städte, ſind jedenfalls die Ruinen einer römiſchen Stadt, die ſich in ſehr bedeutender Ausdehnung auf einem nördlich von Sarhaun gelegenen Hügel ausbreiten. Der ganze Abhang des Hügels und deſſen bedeutendes Plateau ſind davon bedeckt und die Stadt mochte gewiß eine Stunde im Umfange gehabt haben. Deutlich ſieht man noch die Umfaſſungsmauern und die Stadtthore, welche in dieſelbe führten. Und von den Thoren ziehen ſich breite Straßen, ſich regelmäßig durchkreuzend, durch die Stadt. Die Häuſer ſind zwar bis auf ihre Grundmauern verfallen, doch erkennt man noch ganz deutlich ihren Umfang und ſelbſt bei manchen die Eintheilung ihrer Gemächer. Alles war von den herrlichſten Quaderſtücken erbaut, wozu die nahen Felsberge das Material geliefert haben mögen und dieſe liegen nun, von dichtem Pflanzen- und Palmengeſtrüppe überwachſen auf dem ganzen weit ausgedehnten Raume zerſtreut.

Die Prachtſtücke dieſer Ruinen ſind auf dem Plateau des Hügels ein Triumphbogen und die wahrſcheinlichen Überreſte eines Tempels. Von Beiden ſtehen noch einzelne Theile, welche die Zeit und der Zerſtörungsgeiſt der Vandalen nicht niederzu-

reißen vermochten, aufrecht, und wenn auch zwischen den ungeheuren Werkstücken, aus welchen sie aufgeführt wurden, längst der Mörtel herausgefallen ist, so daß man zwischen mehreren zollbreiten Spalten der Steine durchzusehen vermag, so hielt sie doch ihre eigene Schwere, und die genaue Berechnung, mit welcher sie zusammengefügt wurden, aneinander gefesselt.

Der Triumphbogen, wenn es nämlich ein solcher war, zeigt noch beiläufig ein Drittheil seiner Wölbung und an selber einige Verzierungen. Friesen, ungeheure Säulenstücke, Capitäler und eine Masse von Quadern von den riesigsten Dimensionen liegen unter- und übereinandergehäuft. Ein paar zerbrochene Steinplatten zeigen folgende Inschriften:

I.	II.
MAX. BI....	MAX. C...
ET IVLI....	....VG. PIAE
ITANO....	....X OBSI...
CIPE....	.... GENTI...
EETI....	....C. M.....

Bei näherer Untersuchung dürften sich wohl noch mehrere Steine mit Inschriften vorfinden, aus welchen es Antiquaren ein Leichtes wäre, den Namen der Stadt, ihrer Erbauer und die Bestimmung jenes herrlichen Bogens zu erkennen.

Die muthmaßliche Tempelruine besteht aus einem Rechtecke, welches von dem obenbeschriebenen Bogen **140** Schritte entfernt ist. Die Länge desselben beträgt **14** Klafter, die Breite **10** Klafter. Das Ganze wird durch vier aus schweren Werkstücken erbaute Wandmauern gebildet, und hat an beiden schmalen Seiten einen Haupteingang, welcher bereits bis auf die deutlichsten Spuren gänzlich zerfallen ist, und zwei kleinere Nebeneingänge, deren Bögen sammt ihren Verzierungen noch gut erhalten sind; an der gegen Süden gelegenen Seite überdies einen kleinen vorspringenden Porticus, der an seiner vorderen Seite mit Lesenen versehen ist. Auch erblickt man an dieser Seitenwand noch eine voll-

kommen erhaltene Halbsäule mit römischem Capitäl so wie Friese mit Schlangeneiern, Zierathen und anderen architektonischen Verzierungen.

Das ganze Gebäude, so wie jeder einzelne Theil hat die edelsten Formen und ist mit dem den römischen Bauwerken so eigenen Fleiße ausgeführt. Überdies liegen allenthalben sehr schöne Fragmente von Säulen herum und man dürfte gewiß auf noch Schöneres und Interessanteres stoßen, wenn man die Ruine von dem üppigwuchernden Pflanzenwuchse und dem kleineren Schutte reinigen könnte. Allein dies ist unter den jetzt bestehenden Verhältnissen durchaus unmöglich, da die Mauren jedem Christen eine genaue Untersuchung eifersüchtig verwehren, um nicht etwa einen hier verborgenen Schatz zu verlieren, den sie selbst aufzusuchen viel zu indolent sind. Selbst das Abzeichnen dieser Ruinen ist mit Lebensgefahr verbunden und als Motiv des Zurückweisens wird immer der zu befürchtende Zorn des in Sarhaun begrabenen Santons vorgeschützt.

Wahrscheinlich ist Sarhaun größtentheils aus den Resten dieser Römerstadt aufgebaut und der Gedanke, daß so viele Denkmäler des edelsten Kunstfleißes zu so niederem Zwecke verwendet wurden, erregt ein sehr trauriges Gefühl. Wenn man so durch diese breiten, herrlichen Straßen schreitet, in welchen sich in schnurgeraden Linien die Häuserabtheilungen hinziehen, bei welchen man oft noch die zum Porticus führenden breiten Treppen, rein und unversehrt, als ob noch gestern die Bewohner darüber geschritten wären, erblickt, dann scheint es als hätte erst vor wenigen Monden ein furchtbares Erdbeben diese festen Gebäude zertrümmert. Die den größten Theil des Jahres so trockene Luft macht, daß der Stein nicht so verwittert, wie es bei Ruinen in unserem nordischen Klima der Fall ist, und daß selbst feinere Gebilde des Meißels noch scharfgekantet zu schauen sind, wie sie vor Jahrhunderten durch die schaffende Hand des Meisters entstanden.

Entzückend ist von hier aus über dieses weite Feld der

Zerstörung, auf welchem eine wahre Grabesruhe herrscht, der Anblick des reizenden Thalkessels und seiner schönen grotesk geformten Höhen. Die Reinheit der Luft erzeugt besonders Morgens und Abends die herrlichsten Farbentöne, oft von so wunderbarem Feuer, daß sie auf einem Gemälde gewiß als Übertreibung, als eine schlechte Manier getadelt würden. Die entfernten Berge sind mit dem reinsten Violette überzogen, auf welchem sich erleuchtete Stellen, besonders Felsen, wie glühende Streifen hervorheben.

Von Sarhaun ist ein ganz kleiner Marsch bis Mequinez, oder wie es die Eingebornen nennen, Mekneß. Indem man die Abhänge des Gibel Sarhaun überschreitet, gelangt man auf eine Höhe, von welcher man plötzlich den überraschendsten Anblick genießt. Eine weite Ebene thut sich den Blicken auf, in blauer Ferne von den herrlichgeformten Kuppen und Hörnern des Atlas begränzt. Mehrere Flüßchen ziehen sich zwischen den sanften Wellen des Terrains und bilden mit ihren bebüschten Ufern ein liebliches grünes Netz über die ganze Gegend. Olivenwäldchen und Palmengruppen mischen sich mit Fruchtfeldern, aus deren Grün viele Thuars mit ihren braunen Zelten und Hütten hervorsehen, während an den Abhängen der Berge unzählige gemauerte Landhäuser zwischen dem dichten Laubgewinde ihrer Gärten und Grabmäler von Santons weiß herüberglänzen. Und in der Mitte dieser lachenden Gefilde thront auf einem ausgedehnten Plateau die Hauptstadt Mekneß, die Residenz und der Lieblingsaufenthalt des Beherrschers dieses großen, anderen Völkern noch unbekannten Reiches. Blühende Gärten umfangen sie wie ein dichter Laubgürtel, unzählige Thürme ragen über ihre aus gelblichem Sandsteine erbauten Häuser. Dieses Bild in die brillanten Tinten des Südens getaucht und von dem ewig reinen im tiefsten Azur schimmernden Himmelsgewölbe überdeckt, erscheint so wunderschön, so zauberhaft, daß man sich beim ersten Erblicken eines Ausrufs der Überraschung gewiß nicht erwehren kann. Indem man sich nach langen, beschwerlich durchlebten Tagen aus den kahlen, öden

Requinez.

Gegenden, die man durchzogen, und wo man nur selten ein Fleckchen Grün erblickte, plötzlich in diese blühenden, durch unzählige Bäche und Quellen erquickte Fluren versetzt sieht, vergißt man leicht alle früheren Beschwerden und glaubt jenes Fabelland zu betreten, wo Milch und Honig fließt.

IX.

Mequinez. Seine Lage und Befestigung. Die Thalschlucht des Misley. Das Innere der Stadt. Die Moscheen. Die Bettler. Die Alkasseria (der Bazar) und ihre Producte. Der Markt für den Handel im Großen. Der Sclavenmarkt. Die Judenstadt. Ihre Bauart. Ihre Bewohner. Deren Tracht. Erpressungen der Marokkaner gegen die Juden. Die Parteien im Lande. Die Cassaba. Ihre Einrichtung. Der Harem. Die Schätze des Sultans. Sein Marstall.

Mequinez liegt auf einer mit sanften Hügeln durchzogenen Ebene, welche sich zwischen den Ausläufern des großen Atlasgebirges bis zum Ocean erstreckt. Die Stadt soll neueren Nachrichten zu Folge **15,000** Einwohner haben, was uns übrigens eine viel zu geringe Zahl scheint. Ist aber der Sultan gegenwärtig, so steigt diese Zahl noch viel bedeutender, da er immer mehrere Tausende seiner Garden bei sich hat, welche sich hier einen sehr großen Theil des Jahres aufhalten und in ganz anderen Verhältnissen zu den eigentlichen Bewohnern der Stadt stehen, als z. B. unser regelmäßiges Militär.

Mequinez ist von dreifachen Mauern und Gräben umgeben. Die erste schließt sich unmittelbar an die Stadt an und ist ziemlich wohlerhalten. Die anderen beiden aber laufen in ungeheuren Kreisen um die Stadt, haben zwischen sich selbst wie-

der einen bedeutenden Zwischenraum, sind nieder und größtentheils so verfallen, daß man nicht erst ein Thor aufzusuchen braucht, um sie zu durchziehen, sondern dies an unzähligen Orten zu Pferd und zu Fuß mit aller möglichen Bequemlichkeit unternehmen kann. Um diese ausgedehnten Mauern zu besetzen, gehörten Armeen dazu, und wenn nicht Alles, was in diesem Lande jemals unternommen wurde, den Stempel des Unsinns trüge, so müßte man sich staunend fragen, wozu eigentlich die Mauern dienen sollen.

Die Stadt hat **15** Thore und **22** Moscheen und bildet ein sehr langes Oval, von dem einen großen Theil der Palast des Sultans mit seinen immensen Höfen, Nebengebäuden und ausgedehnten Gärten einnimmt. Die Judenstadt ist von jener der Mauren gänzlich getrennt, mit hohen Mauern umgeben und wird in der Nacht verschlossen gehalten, so wie auch an gewissen Festtagen der Moslims, an welchen kein Fuß eines Ungläubigen ihre geheiligten Mauern betreten darf.

Ein kleiner Fluß schlängelt sich längs der Nordseite von Mequinez hin, welcher mehrere kleine Bäche aufnimmt, und zur Regenzeit wohl bedeutend anschwellen mag, wie die ziemlich lange gemauerte Brücke zeigt, welche über ihn führt. Seine Ufer sind ein natürlicher Garten von allen möglichen Bäumen und Sträuchern, so wie überhaupt der ganze Umfang der Stadt mit herrlichen Gärten begränzt ist, aus deren dichten Laubkronen sich hier und da das spitze mit goldnen Knöpfen gezierte Dach eines Pavillons hervordrängt. Wasserleitungen führen das erfrischende Naß zu allen diesen Gärten und nicht selten strömt es an ihren maurisch verzierten Portalen aus Röhren in steinerne Tröge, an welchen man dann immer einige Mauren oder Araber sitzen sieht, um sich an der ringsumher verbreiteten Kühlung zu laben. Solche Brunnen bilden oft die herrlichste Staffage zu der im Ganzen so schönen Landschaft. Das hufeisenförmige Portale, durch welches man einen Blick in die dunklen Schattengänge des Gartens gewinnt, wenn dieser einem öffentlichen Zwecke, z. B. dem Grab

eines Santons geweiht ist, daneben der mit farbigen Ziegeln ausgelegte Röhrbrunnen, dessen überströmendes Wasser ringsumher das üppigste Grün hervorruft; einige thurmhohe Palmen, von Agaven, indischen Feigen und andern Gewächsen des Südens umgeben, dazu noch eine Schaar Araber in ihre weißen Burnus gehüllt auf den Stufen des Portals oder auf der grünen Matte des Bodens gelagert, während ihre Pferde, zum Ritte bereit, sich an der köstlichen Quelle laben und einige Kamehle sich im Schatten der Bäume wohlgeschehen lassen, solche Scenen sieht man bei jeder Biegung des Weges.

Einen besonders schönen Anblick gewährt die Thalschlucht, durch welche sich jener kleine Fluß, Misley, in zahllosen Windungen schlängelt. Orangen, Granaten, Erdbeerenbäume und Oliven bedecken ihre Abhänge so dicht, daß der Grund in beständiges Helldunkel gehüllt ist und selbst in der drückendsten Mittagshitze sich dort erquickende Kühle verbreitet. Und was in diesen Ländern ein schattiges, von einem rieselnden Bache durchzogenes Plätzchen sagen will, das vermag nur der zu beurtheilen, welcher einmal die sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne verspürt, ohne sich vor ihnen retten zu können — nur Jener, dem einmal in Afrika's Sandsteppen die Zunge vor Durst am Gaumen klebte, ohne daß er sich einen andern Trunk verschaffen konnte, als die ekelhafte Jauche aus dem Bockschlauche eines marokkanischen Aguadors — und der voll Lust in einen herben Granatapfel biß, um seine Speicheldrüsen nur einigermaßen zu reizen. In allen arabischen Gesängen, in welchen sich Lust und Wohlbehagen ausdrückt, kommen auch gewiß Schattenplätze und Wasser vor — und wünscht sich der Maure etwas recht Köstliches, so ist es ein schattiger Ruhesitz an einer frischen Quelle.

Mequinez ist so gebaut wie die übrigen marokkanischen Städte, nur ausgedehnter. Die Stadt hat ein paar etwas breitere Gassen und Plätze, und einen durchaus gedeckten Bazar (Alkasseria). Die Häuser sind mitunter einstöckig, was jedoch von der Straße aus besehen, keinen anderen Unterschied

macht, als daß die fensterlosen, ungetünchten, schmutzigen Mauern etwas höher als gewöhnlich sind. Die Wanderung durch diese Gassen hat also auch hier nichts Angenehmes, und zwar um so weniger, da sie nicht gepflastert sind, sondern man im tiefen Staub und Unrath herumzuwaten bemüssigt ist. In der Nacht aber ist eine solche Wanderung gar nicht rathsam, da hier so wie in der Türkei, zahllose Hunde umherlaufen, welche Alles anpacken was ihnen fremd scheint, und denen selbst die Wachen nicht abzuwehren vermögen, welche sich an jeder Straßenecke befinden und ihren abscheulichen Wacheruf durch die Stille der Nacht heulen.

Das Einzige, was diese finstern engen Gassen, welche die Stadt krumm und winkelich durchziehen, etwas freundlicher macht, ist, daß bei den meisten größeren Häusern Gärten sind, deren Bäume über die braungelbe Mauer herüber blicken. Man sieht also da oft zwischen den düsteren, großen Gartenmauern ähnlichen Gebäuden recht anmuthige Gruppen von Cypressen und Palmen hervorsehen, so wie auch auf den Plätzen die mit Bäumen umgebenen Brunnen recht hübsche Scenerien bilden.

Im Innern sind die Häuser der reichen Mauren hier nicht ohne Geschmack. Die Gemächer sind geräumig, mit hübschen Steinplatten ausgelegt und die Wände mit jener oft beschriebenen Ziegelmosaik belegt, so wie auch die Plafonds hübsch ciselirt. Freilich ist keine Rede von jenen bewunderungswürdigen zarten Wandverzierungen und Holzschnitzereien der alten Maurenpaläste!

Gar nichts Ausgezeichnetes bieten die Moscheen von Mequinez. Sie liegen unscheinbar zwischen den andern Häusern und man erkennt sie nur an ihrem Thurm und an der ziemlich großen, in Hufeisenform gewölbten Pforte, welche mit einigen geschmacklosen Zierathen und Koransprüchen geschmückt ist. Neben dem Eingange ist immer ein Röhrbrunnen in einer Art Capelle, dessen Wasser nicht selten über die Schwelle der Pforte fließt, damit die Gläubigen gleich hier ihre Waschungen verrichten können. Auch befinden sich rechts und links vom Eingange Nischen, in welche die Beter, ehe sie das Heiligthum betreten, ihre Fußbekleidung

ſtellen, und dabei iſt nur zu wundern, daß niemals ein Diebſtahl geſchieht, welcher wahrſcheinlich in manchem cultivirteren Lande geſchehen würde, wenn eine Anzahl Schuhe, die man auf die Straße ſtellt, den Vorübergehenden anvertraut wären.

Die Thüren der Moſcheen ſind mitunter recht hübſch. Ihre Außenſeite iſt mit verſchiedenen Arabesken aus Backſteinmoſaik geziert — der kleine Aufſatz aber mit mehreren übereinanderſtehenden vergoldeten Kugeln, welche recht feierlich im Sonnenſtrahle erglänzen.

Bei der bedeutenderen Bevölkerung dieſer Stadt ſieht man auch beſtändig Beter an den Pforten der Moſcheen, welche ſich hier zum Eintritte in ſelbe vorbereiten. Die Pforten ſind immer von Bettlern der ekelhafteſten Art umlagert, welche die Eintretenden durch Aufdeckung ihrer mitunter ſcheußlichen Gebrechen und durch ihr mißtönendes Rufen für eine milde Gabe zu ſtimmen ſuchen, ſo wie von Santons, die, halbnackt und durch die Sonnenhitze verdorrt, mit ſtieren Augen und Geſichtszügen, auf welchen ſich Laſter und halber Wahnſinn tief eingeprägt haben, die Vorübergehenden anglotzen. — Auch bei den vielen um Mequinez angebrachten Kobah's (Grabcapellen der Santons) ſieht man beſtändig eine Anzahl dieſer entarteten Menſchen, und es iſt für einen Nichtmuſelmann oft nicht ohne Gefahr an ihnen vorüberzugehen. Wenigſtens muß er ihnen jedesmal das geforderte Almoſen entrichten, das ſie nicht wie ein ſolches erbitten ſondern wie einen Tribut fordern.

Die Alkaſſeria (Bazar) von Mequinez befindet ſich mitten in der Stadt in mehreren Gäſſen, welche man mit Dächern überzog. Aller Detailhandel zieht ſich hierher und das Ganze beſteht alſo aus einer zuſammenhängenden Reihe von Buden aus Holz, in welchen mit gekreuzten Füßen im weiten Haik gehüllt oder auch halbnackt die Kaufleute mitten zwiſchen ihren Waaren ſitzen. Man bietet hier nicht nur alle möglichen Eßwaaren feil, ſondern auch alle die geringen Erzeugniſſe der Induſtrie. Da gibt es alſo Buden voll Haiks, von ſolchen aus feinſtem Seiden-

ſtoff gewoben, wie ihn der Sultan braucht, bis zum dicken ordinären Wollenſtoff, in welchen ſich der Berber hüllt — da hängen alle mögliche Arten Burnus, blau, weiß und geſtreift, von Tuch oder Kamehlhaar erzeugt — ſeidene und wollene Shawls zu Turbans — eine Menge von Kleidungsſtücken für Frauen. Dort ſitzt ein rabenſchwarzer Schuhmacher, umſtellt von Hunderten von Pantoffeln, roth und gelb, von den kleinſten Kinderpantoffelchen bis zu den hohen, ſtiefelartigen Papuſchen für vornehme Reiter. Dort ruft ein Handelsmann aus Fez ſein reiches Lager von rothen Mützen aus, oder ſeine herrlichen goldgeſtickten Teppiche, oder ſeine Sitzpölſter aus bunten Lederſtücken zuſammengeſetzt. In dieſer Bude iſt Alles aufgeſtapelt, was zur Rüſtung des Pferdes gehört; Sättel mit roſenfarbigem und himmelblauem Sammt überzogen, eben ſolche Zäume, gold- und ſilbergeſtickt, Steigbügel mitunter von der ſchönſten ciſelirten Arbeit — in jener findet man alle Waffen, Yatagans mit maſſivſilbernen Scheiden, marokkaniſche und türkiſche Säbel, Flinten mit Silber beſchlagen, lange Piſtolen. Der Waffenſchmied hat eine große Schaar von Käufern und Schauluſtigen um ſich. Er preiſt ſeine Waare mit lautem Geſchrei an, und geberdet ſich dabei als wollte er die Güte derſelben gleich an den Umſtehenden erproben, während einer von dieſen mit aller Ruhe und Gelaſſenheit die ſcharfe, blitzende Klinge aus der Scheide zieht und durch ein paar Hiebe in die Luft ihren Zug verſucht.

Alles drängt ſich lärmend und ſchreiend zwiſchen dieſen Buden umher — auch Frauen, dicht vermummt, daß man höchſtens die Augen ſieht, ziehen in ganzen Schaaren durch das Gewühl und erfüllen die Luft mit ihren feinen, mißtönenden Stimmen. Die ganze Bevölkerung von Mequinez ſcheint ſich hier zu verſammeln, um ſich ungehindert beſprechen zu können.

Da entſteht ein noch größeres Geſchrei — Alles drängt und ſtoßt ſich und durch das Gewühl zieht irgend ein marokkaniſcher Großer zu Pferde, unbekümmert um die Fußgeher, bleibt an irgend einer Bude ſtehen und handelt vom Pferde herab mit den

Handelsleuten. Und hinter ihm ſchließt ſich wieder die Volkswoge wie die Welle hinter dem ſie durchſchneidenden Schiffe.

Höchſt intereſſant wird hier dieſer Markt durch das Gemiſch von Nationen und Coſtümen. Da erſcheinen Menſchen von allen Hautfarben — vom tiefſten, ſammtartigen Schwarz des Negers bis zum Weiß des Europäers — da ſieht man alle möglichen Trachten, vom ſchönen weißen Seidenhaik des reichen Mauren, bis zu den elenden Lappen, welche kaum die Blößen des Berbers oder des ſcheußlichen Santons zu bedecken im Stande ſind. Da ziehen Araber herum, wie ſie eben mit der Karavane aus der Wüſte kamen, mit langen Flinten und Spießen bewaffnet — da winden ſich Juden ganz demüthig durch den Menſchenknäuel, ſcheinbar mit der größten Dürſtigkeit kämpfend, die Taſchen aber voll koſtbaren Silber- und Goldſchmucks, welchen ſie verſtohlen den Frauen oder vornehmen Mauren vorweiſen — dort balgen ſich einige nackte, ſchmutzige Negerbuben um ein paar Datteln oder irgend einen unbedeutenden Gegenſtand, den ſie vielleicht eben aus irgend einem Kramladen geſtohlen — dort ſtellt eine Schaar Gardeſoldaten mit tüchtigen Prügelhieben die Ruhe unter einem Haufen zankender Berbern her. Es iſt ein Lärmen und Toben, daß man ganz betäubt wird und froh iſt, wenn man wieder aus dieſem Gewühle, welches noch dazu in eine mephitiſche Dunſtwolke gehüllt iſt, ins Freie gelangt.

Ein zweiter Markt, jedoch nur für den Handel im Großen beſtimmt, befindet ſich außerhalb der Stadt, und hier ſieht man wieder ganz andere Scenen. Da liegen ganze Heerden von Kamehlen mit ihren belaſteten Rücken gemächlich im Staube, den häßlichen Kopf hoch erhoben und auf die Pfeifentöne ihres Führers lauſchend oder lang vor ſich hingeſtreckt auf der Erde. Und eine Schaar wildausſehender, braungelber Männer oder Neger iſt bemüht ſie zu entlaſten oder ihre hohen Rücken mit friſcher Bürde zu belegen. Andere Heerden kommen eben an von der beſchwerlichen Reiſe, und wieder andere ziehen hinaus mit ihrem gemeſſenen, ernſten Schritt, während zwiſchen ihnen flinke arabi-

ſche Reiter umherſprengen, um den Zug zu ordnen. Alles geſchieht hier mit mehr Ruhe. Außer dem Ruf der Kamehltreiber und dem Tönen ihrer Pfeifen hört man nur wenig ſprechen — denn es ſind nur Einzelne, welche hier ganze Ladungen behandeln, und dieſe verlieren ſich auf dem weitausgedehnten Raume.

Meiſtens wird in Marokko mit ſpaniſchen Münzen gehandelt. Der ſpaniſche Duro (Collonato **2** fl. **4**—**12** kr. C. M.) in Gold und Silber iſt das geſuchteſte Geld. Doch wird auch in Marokko Silber- und Kupfermünze geprägt, aber von ſo elendem Werthe, daß ſie fremde Kaufleute gar nicht annehmen. Die Kupfermünze wird größtentheils in Formen gegoſſen und ſieht mehr einem elenden Metallknopf als einem Geldſtücke gleich. Die Embleme darauf ſind ganz einfacher, nichtsſagender Art.

Im Großen wird aber gewöhnlich nur Tauſchhandel getrieben, und die Kamehle, welche Früchte, Kaffee, Wachs, Straußfedern u. dgl. aus den ſüdlichſten Theilen des Landes und noch ferner herbringen, tragen wieder Leder, Stoffe, Waffen, Töpferwaaren und andere Artikel der Landesinduſtrie und des Seehandels zurück.

Auch ein Sclavenmarkt beſteht in Mequinez. Die unglückliche Waare, welche hier verhandelt wird, kommt theils aus den Ländern jenſeits der Wüſte oder wird im Lande ſelbſt erzeugt, nach dem höchſt humanen Geſetz, daß die Kinder einer ſchwarzen Sclavin nur, wenn ſie weiß geboren werden, frei ſind, die ſchwarzen aber wieder als Sclaven verkauft werden können. Man muß ſich indeſſen nicht vorſtellen, daß dieſe unglücklichen Geſchöpfe ihr trauriges Loos ſehr empfinden. Ihre Geiſtesbildung ſteht auf einer ſo niederen Stufe, daß ſie mit der größten Gleichgültigkeit erwarten was über ſie verfügt wird. Lachend und ſchwatzend ſitzen ſie auf dem Markte herum oder ſtrecken ſich gemächlich in den Schatten der Mauern, verzehren die ihnen dargereichte Speiſe, und folgen ohne Umſtände wie ein verhandeltes Thier Demjenigen, der ſich nach Bezahlung des für ſie geforderten Preiſes ihren Herrn und Gebieter nennt. — Übrigens

ist der Sclavenmarkt in Mequinez nur sehr unbedeutend zu nennen.

Die Judenstadt von Mequinez ist von den Wohnungen der Mauren gänzlich abgesondert, von ziemlich bedeutendem Umfange und mag eine Bevölkerung von ein paar Tausend Seelen enthalten. Sie ist mit hohen Mauern umgeben und hat nur einen einzigen Eingang, welcher am Tage durch eine maurische Wache besetzt, in der Nacht aber gänzlich verschlossen ist. Jene Wache, welche eigentlich dazu dienen soll die armen verachteten Juden vor den Überfällen raubsüchtiger Berberhorden zu schützen, benützt aber dieses Amt zu allerlei Erpressungen, und nicht selten kommt es vor, daß sie selbst Unordnungen erregt, die sie auf die jüdischen Bewohner schiebt, und sich dann das Verschweigen theuer erkaufen läßt. Und was wollen diese Letzteren thun als geduldig ihren Geldsäckel aufzumachen; denn werden sie von einem Mauren verklagt, so haben sie jedenfalls Unrecht und verfallen einer noch bedeutenderen Geldstrafe als die Summe ausmacht, welche sie jenen Wächtern zu bezahlen sich gezwungen sehen.

Die Judenstadt ist im maurischen Style gebaut, und hat eben solche schmale und winkliche Gassen als die Maurenstadt. Nur die Häuser, worunter einige ziemlich ausgedehnte Gebäude, haben ein reinlicheres Aussehen, da sie durchaus weiß getüncht sind. In einem solchen Gebäude wohnen dann mehrere Familien beisammen, welche einen gemeinschaftlichen Hof benützen und eine patriarchalische Hausordnung führen. Über die ganze Judengemeinde ist ein eigener Vorsteher gestellt, welcher ihre Geschäfte mit der marokkanischen Regierung abmacht, d. h. die Abgaben einsammelt, Klagen anhört und untersucht, Beschwerden vorbringt u. s. w. Ein Rabbiner hält ihren Gottesdienst ab.

Die Juden von Mequinez sprechen mit wenigen Ausnahmen nur arabisch, da ihnen die Verbindung mit fremden Nationen fehlt, welche jene in den Küstenstädten haben, auch haben sie selbst

noch ihre alten orientalischen Sitten und Gebräuche beibehalten, die sie vor so vielen hundert Jahren aus Judäa herüberbrachten. So z. B. zeigen sich ihre Frauen und Mädchen nicht so frei und ungescheut wie in Tanger, sondern leben mehr im Innern ihrer Häuser und flüchten sich scheu, wenn man dort plötzlich erscheint. Ein Europäer ist ihnen eine so fremdartige Erscheinung, daß er ihnen, welche von Seite der Mauren nur immer den empörendsten Insulten ausgesetzt sind, ein Gegenstand des Schreckens wird, den sie mit lautem Gekreische fliehen und sich vor Staunen kaum zu fassen wissen, wenn man sich ihnen freundlich und wohlwollend nähert.

Das Costüm der Männer ist dasselbe wie in anderen Theilen von Marokko. Die Frauen hingegen sind weit orientalischer gekleidet. — Keiner fehlen die mit Henna gefärbten Fingernägel und Handflächen, keiner die geschminkte Wange und die mit Antimonium gefärbten Ränder der Augenlieder. Man sieht seidene Kaftans, Turbans, Shawls. Alles von den grellsten Farben. Die Beine von der halben Wade abwärts sind bloß, die Füße mit rothen Pantoffeln bekleidet, und Füße wie Arme mit schweren Silberringen geschmückt.

Auch unter den Jüdinnen von Mequinez findet man auffallende Schönheiten, nur ist ihre Hautfarbe etwas gebräunter als jene ihrer Landsleute zu Tanger. Die Mädchen werden sehr früh mannbar und es ist gewöhnlich, daß sie mit **12** Jahren und oft noch früher heirathen. Sie sind dann schon so vollkommen ausgewachsen, daß man sie in unseren Ländern für eine Jungfrau von **18—20** Jahren halten würde.

Das enge Beisammenleben in diesem heißen Klima und der Mangel an aller ärztlichen Hülfe macht, daß unter den Juden allerlei Übel sehr überhand nehmen. Vorzüglich gilt dies von Augenleiden, welche wirklich manchmal entsetzlich ausarten und mitunter, wenigstens bei den Frauen, auch das Färben der Ränder des Augenliedes mit Antimonium zum Grunde haben mögen. Es ist erbarmungswürdig so viele leidende Menschen zu sehen, und

zu wissen, daß ihnen niemals Hülfe wird, außer wenn zufällig eine fremde Gesandtschaft nach Mequinez kommt, welche einen Arzt bei sich hat, dessen Vorschriften in der Übersetzung durch den Dolmetsch übrigens kaum verstanden werden.

Die Juden haben auch eine Art Bazar in ihrer Stadt, obwohl sie größtentheils mit ihren Waaren nach Mequinez gehen. Gewöhnlich handeln sie mit Stoffen und Schmuckgegenständen, wo unter Letzteren vorzüglich die schweren silbernen Arm- und Fußringe für die Frauen und jene maschinösen Ohrgehänge paradiren, doch geben sie darum den beliebten Schacher nicht auf, und man findet also bei den Juden Alles was man auf der Alkaissaria zu Mequinez sieht, nur gebraucht oder nothdürftig zusammengeflickt.

Auf dem Markte müssen sich die armen Juden die empörendsten Erpressungen von den Marokkanern gefallen lassen, und unter ihren Bedrückern stehen oben an die Garden des Sultans, welche sich alle möglichen Frechheiten erlauben. Nicht selten reißt ein solcher Halbmensch dem Juden eine Waare aus den Händen, welche dieser eben einem Käufer vorzeigt, und hat dieser nicht selbst die feste Absicht sie zu kaufen und wehrt sich gegen solche Eingriffe, so schreitet jener unbekümmert und laut lachend mit seinem Raube fort, trotz des Jammergeschreies, welches ihm von dem Beraubten nachtönt, welcher aber dennoch seine Bude nicht verlassen darf, um den Räuber zu verfolgen, weil sie sonst gewiß in wenigen Augenblicken rein ausgeplündert wäre. Wagte er es aber etwa sich thätlich zu widersetzen, so kann er sich versichert halten, halbtodt geschlagen zu werden, oder man führt ihn zum Kadi, wo er Unrecht bekommen muß, da kein Jude bei Todesstrafe einen Moslim schlagen darf. Kommt man also in marokkanischer Begleitung an einen jüdischen Kramladen, und auf eine andere Art erscheint man nie, da sich hier kein Christ ohne bewaffnete Escorte sehen lassen darf, für welche jedem Manne bei jedem Ausgang eine Collonate gezahlt werden muß; so sieht man nur die elendesten Gegenstände vor sich liegen, und jede Frage nach besse-

ren Waaren wird verneint. Kaum wendet man sich aber weg, und die Escorte setzt ihren Weg fort, so wird man zurückgerufen und der Jude zeigt verstohlen das her, was man verlangte.

So ist also dieses arme Volk auf alle mögliche Weise bedrückt, und nur der reelle Vortheil, den es trotz dem aus der Unwissenheit und Trägheit des Mauren zieht, läßt es die empörendste Behandlung ertragen.

Eine herrliche Aussicht genießt man von den Terrassen der Judenstadt. Mequinez liegt in bedeutender Ausdehnung stolz auf seinen Hügeln da und gewährt durch die vielen Moscheethürme und die endlosen Mauern der Cassaba einen großartigen Anblick. Und rings um das gelbliche Häusermeer schlingt sich ein dichter Kranz von Gärten und Auen, aus denen unzählige Pavillons und Santonscapellen hervorblicken und herrliche Palmen ihr königliches Haupt erheben, während weiter rückwärts die dunkelvioletten Gebirge von Sarhaun ihre schönen Formen ausdehnen, auf deren sanfteren Abhängen die Zeltdörfer wandernder Araberstämme herüberschimmern. Diese ganze Landschaft hat etwas unendlich Blühendes und Üppiges, besonders wenn im Herbste ein paar Regentage die Erde angefeuchtet und die in derselben schlummernden Keime erweckt haben. Da bedeckt sich die ganze Gegend mit dem herrlichsten Rasen und überall sprießen Millionen der süßduftenden Narzissen, Hyazinthen und anderer Frühlingsblumen hervor. Die Bäume bekommen frisches Laub, Menschen und Thiere reißen sich aus jener Apathie, in welcher sie die entsetzliche Hitze gefesselt hielt, und selbst der ewige Himmelsdom scheint den wohlthuenden Eindruck zu empfinden, denn er kleidet sich hier und da mit leichten Wölkchen, welche den tiefen Azur angenehm unterbrechen.

Diese Zeit nach den ersten Regentagen, die in die zweite Hälfte Octobers fallen, ist in Marokko die angenehmste und zum Reisen geeignetste. Die Luft ist abgekühlt, die für die Lastthiere so beschwerlichen Erdsprünge verschwinden zum Theile, das Auge ermüdet nicht an dem monotonen Anblick der Gegend und, was

die Hauptsache bleibt, die Flüsse und Quellen füllen sich mit frischem Wasser. Nur entsteht dabei wieder das Übel, daß die vom Atlas herabstürzenden Torrenten häufig die Communication unterbrechen und man entweder große Umwege machen muß, um zu einer Furth zu gelangen (von Brücken, außer über schmale Bäche, ist in diesen Ländern natürlich keine Rede) oder sich wohl gar in die Nothwendigkeit versetzt sieht seine Route gänzlich aufzugeben und an die Küste zu eilen, um zu Schiff sein Ziel zu erreichen. — So erscheint um diese Zeit auch erst der Moment, um in Marokko Kriegsoperationen zu unternehmen, besonders wenn man keine verläßlichen Führer hat, was in diesem Lande meistens der Fall ist, wo man sich selbst mit schwerem Golde nur Betrug erkauft; denn Habsucht und Glaubenshaß gehen bei diesen Völkern Hand in Hand, und selten wird das Eine auf Unkosten des Anderen befriedigt. Selbst die Juden werden nur sehr schlechte Führer sein, weil sie das Land außer den größeren Städten zu wenig kennen und aus Furcht vor der entsetzlichen Rache, die ihrer wartet, selbst ihre angeborene Habsucht unterdrücken würden.

Das einzige Mittel, um bei einem Kriege mit Marokko ohne ungeheuere Opfer einigen Vortheil zu erringen, wäre also wohl, daß man die mancherlei Parteien benütze, welche hier bestehen. Und Parteien gibt es unzählige, da ein Stamm den Anderen anfeindet und oft auch bekriegt. Selbst die Familie des Sultans ist gewöhnlich in unzählige Parteien zerstückelt durch die Menge von Kindern, welche die Herrscher in die Welt setzen. Freilich werden die Söhne in die südlichsten Provinzen versetzt und ihnen dort bestimmte Aufenthaltsorte angewiesen, allein auch hier erheben sie oft das Haupt, und bekämpfen sich gegenseitig theils aus Ehrsucht, theils aus Neid. Es sollen im Reiche Tafilet z. B. mehrere Tausende solcher Prinzen aus sultanischem Geblüte leben, was nicht zu wundern ist, wenn man bedenkt, daß der im 18. Jahrhunderte auf dem marokkanischen Throne gewesene Sultan Muley Ismael allein über 800 Söhne dahin ver-

pflanzte, und seine Nachkommen mit Einschluß des jetzigen Sultans diese Zahl gewiß reichlich vermehrt haben.

Diese Legion von Khalifennachkömmlingen also bestehen natürlich durchaus aus Unzufriedenen, welche jede Gelegenheit ergreifen, um sich an dem Geschicke zu rächen, welches sie zurückgesetzt hat. Sie sind die natürlichen Feinde ihres auf dem Throne befindlichen Verwandten, und man könnte sich daher durch sie am leichtesten eine, wenn auch nur augenblicklich nutzbare Partei im Herzen des Landes hervorrufen.

An die Südseite der Stadt Mequinez, jedoch von selber vollkommen getrennt, schließt sich die Cassaba (Kahsba), der Palast des Sultans an. Endlos scheinen sich seine Mauern auszubreiten — noch endloser, weil es blos einförmige, ziemlich hohe Mauern sind, selten durch einen vorspringenden Thurm unterbrochen. Den wilden raublustigen Horden der Berbern, welche ihre Züge wohl selbst bis vor die Thore der Hauptstadt unternehmen, mögen diese Mauern immerhin ein genügendes Hinderniß sein, sonst verdienen sie aber den Namen: „Befestigungswerke“ nicht, denn mit ein paar Feldgeschützen wäre gar bald eine gewaltige Lücke gebrochen.

Über diese Mauern sieht der Thurm einer Moschee hervor und hier und da das Dach eines Pavillons mit vergoldetem Knopfe oder die Baumwipfel der in den Räumen der Cassaba befindlichen Gärten. Der Haupteingang ist auf der Stadtseite, und vor ihm ein großer Platz, auf welchem zwischen Ruinen der Stadtmauer einige Hütten aus Lehm und Rohr das Bild des Elendes und Schmutzes darbieten. Er besteht aus einem großartigen, kühngewölbten maurischen Thorbogen, um welchen sich ein breites Mauerband mit arabischen Inschriften schlingt, welches wieder von recht geschmackvollen Mosaikarabesken umgeben ist. Zu beiden Seiten sind Mauervorsprünge, welche auf hübschen römischen Säulen ruhen und so zwei Vorhallen bilden, in welche sich

jene lagern, die der Erlaubniß, die Cassaba betreten zu dürfen, harren.

Unter der Thorhalle liegt auf steinernen Sitzen immer eine starke Abtheilung der sultanischen Garden umher, während ihre langen Flinten an der Wand hängen, und treiben jeden barsch zurück, der es wagen wollte die geheiligte Schwelle zu betreten. In ihren Burnus gehüllt, sieht man sie da mit vollkommenem Nichtsthun ihre Zeit verbringen, ein Bild der Trägheit und des Stumpfsinnes.

Hat man diese Thorhalle durchschritten, welche allerdings durch ihren kühnen Bau und durch ihre Verzierungen einen ehrfurchtgebietenden Eindruck hervorbringt, so zeigt sich gleich wieder ein echt marokkanisches Bild. Man wandelt nämlich durch einige ungeheure Höfe oder vielmehr zwischen hohen Mauern befindliche Zwinger, deren Bestimmung kaum zu errathen ist. Der Boden ist stellenweis mit Unkraut verwachsen, zwischen welchen sich ganze Massen von Unrath zeigen. Nur Einer dieser Höfe ist reinlich gehalten, hat einige Palmen und stößt bereits, wie man aus den über die Mauer hervorragenden Dächern urtheilen kann, unmittelbar an mehrere bewohnte Theile des Palastes. Noch ein schmaler Zwinger und dann geht es über einige Stufen durch eine kleine, unscheinbare Thür in einen Saal, welcher jeden Eintretenden überraschen muß, da er Alles aufweist, was neuere marokkanische Prachtbaukunst zu bieten vermag.

Die Decke dieses Saales von der herrlichsten Holzschnitzarbeit ist mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt, mit grellen aber harmonischgeordneten Farben bemalt und wird durch viele schlanke Säulen getragen, welche ebenfalls von Holz zierlich geschnitzt und mit Farben bemalt sind. Schöne Friese ziehen sich ringsherum. Der Fußboden ist mit großen Steinplatten belegt und in der Mitte desselben ein Bassin, der einen klaren Wasserstrahl, Kühlung verbreitend, beinahe bis an die Decke schleudert. An der einen Wand steht auf einem etwas erhöhten Platz ein vergoldeter Stuhl, augenscheinlich ein Product Europa's, und

wahrscheinlich von einer europäischen Macht dem Herrscher von Marokko als Geschenk gebracht.

Dieses Meubel, und es ist das Einzige in dem ausgedehnten Saal, läßt vermuthen, daß der Sultan hier vielleicht bei gewissen Feierlichkeiten, vielleicht an großen Audienztagen thront, denn seine eigentlichen Wohngemächer befinden sich weiter im Innern des Palastes und darunter zeichnet sich besonders Eines aus, welches einen kleinen mit einem Springbrunnen versehenen Hof bildend, ganz mit einem feinen, weißen Seidennetz bedeckt ist, vielleicht um die in diesem Klima so lästigen Insecten zu wehren. Die eine Seite dieses Hofes hat eine Art maurischverzierter Alcove mit einem aus schönen Kissen zusammengesetzten Divan versehen, auf welchen Se. sultanische Hoheit mit gekreuzten Beinen sitzend seine Minister oder fremde Gesandte empfängt.

An den ersten großen Saal reihen sich mehrere unscheinbare Hallen, welche Garden, Palastdienern, und Eunuchen zum Aufenthalt dienen und von wo man auf eine Terrasse hinaustritt, welche sich längs den Gärten hinzieht.

Das hufeisenförmig gewölbte Thor, welches den Zugang zu dieser Terrasse bildet, zeigt die bewunderungswürdigste Holzschnitzarbeit. Man kann sich kaum etwas schöneres vorstellen, natürlich abgerechnet den maurischen Geschmack, als diese feinen Zierathen, die sich auf den ersten Blick scheinbar in der größten Unregelmäßigkeit in einander schlingen, und bei genauerer Besichtigung doch eine solche schöne Harmonie zeigen. Dieses Thor allein verdiente schon den Besuch dieses Serails.

Entzückend ist die Aussicht von der genannten Terrasse. In unabsehbaren Linien ziehen sich rechts und links die weißgetünchten Mauern der Wohngebäude und Pavillons mit Dächern von allen Formen und vergoldeten Knöpfen hin, unten aber breiten sich die herrlichen Gärten aus. Ganze Wälder von Orangen senden ihre süßen Düfte aus, während aus ihrem dichten Laubdache riesenhohe Cypressen, Pinien und Dattelpalmen sich kühn in die Luft erheben. Ungeheuere Rosengebüsche schmiegen sich um die

Springbrunnen, deren glatte Einfassung von weißem Marmor freundlich aus dem frischgrünen Laube hervorschimmert. Lauben aus Jasmin und Gaisblatt gebildet, bieten die lieblichsten Ruhesitze, Plätzchen, wie man sie nur in maurischen und altspanischen Romanzen besungen findet. Zierliche Pavillons, von krystallklaren Quellen durchplätschert und mit zarten Säulen geschmückt, erheben ihr goldglänzendes Dach zwischen dem düsteren Schatten der Cypressen, umgeben von einem reichen Blumenflor, welcher seine beinahe betäubenden Düfte durch die Lüfte haucht. Man glaubt sich in diesen Gärten wandelnd, weit aus dem verwilderten Marokko hinaus versetzt, in den Gärten irgend einer reichen Stadt des Orients. Wahrscheinlich haben zu ihrer Anlegung europäische Hände und europäischer Geist geholfen, denn es ist nicht denkbar, daß auch das größte marokkanische Genie so etwas vollkommen Schönes hervorzubringen vermöge.

Mitten in diesen Gärten steht ein polygonartiges Gebäude aus Holz, welches den Frauen und Odalisken des Sultans als Sommerwohnung dient. Seine Eingänge werden natürlich wieder durch jene Unglücklichen bewacht, welche die maurische Sitte so grausam verstümmelte. Es ist eine Etage hoch und enthält einen kleinen Hof, in welchen aus den Gemächern eine Menge von Thüren und Fensterchen gehen. In diesem Hof sollen den Frauen allerlei Schauspiele gegeben werden, welchem sie aus jenen zahlreichen Öffnungen zusehen dürfen. Sonst dürfen sie frei in den Gärten herumwandeln, welche übrigens auf allen Seiten, außer gegen die Wohngemächer des Sultans, durch hohe Mauern von den übrigen Theilen der Cassaba getrennt sind, und also gleichsam eine blühende, mit allen Reizen der Natur geschmückte Insel mitten in einer endlosen Wüste bilden.

An die Gärten schließt sich ein mehrere hundert Schritte langer aber schmaler Hof, wo sich ein kleines überaus festes Gebäude mündet, welches die Schatzkammer des Sultans einschließt. Ein starkes Eisenthor verwahrt den Eingang, und eine Schaar Garden ist um selbes gelagert.

Die Schätze des Sultans Abderrhaman sollen sehr groß sein und dieses ist erklärbar, wenn man bedenkt, was er sich schon als Zolldirector erworben haben mag, was er jetzt durch die vielen Erpressungen, durch die bedeutenden Steuern der Juden, durch seine Monopole, und durch die Geschenke und Tribute europäischer Mächte zusammenscharrt, während er beinahe keine Auslagen hat als die Erhaltung seines Hofstaates und der Garden. Jenes kleine Gebäude dürfte vielleicht einst den Eroberer dieses Reiches für alle gebrachten Geldopfer entschädigen, obschon es kaum wahrscheinlich ist, daß sein Inhalt nicht bei der Annäherung eines Feindes weit in die südlichsten für ein fremdes Heer kaum erreichbaren Gegenden des Reiches transportirt würde.

Derselbe Hof, welcher die Schatzkammer enthält, bildet auch den kaiserlichen Marstall. Da sind zu beiden Seiten in ungeheuern Reihen herrliche Pferde zu schauen. Lange Seile sind nahe am Boden befestigt, und an diesen sind wieder mittelst Stricken, welche die Fesseln der Vorderfüße umschlingen, die Pferde angehängt. Dabei stehen sie immerwährend und bei jeder Witterung obdachlos, theilweise mit Decken behangen, theilweise ganz nackt.

Diese Art die Pferde zu halten ist in ganz Marokko gebräuchlich. Ställe kennt man gar nicht außer in den nördlichen Provinzen und während der Regenzeit. Ob sie aber für die Füße sehr ersprießlich sein mag, kommt zu erweisen. Jedenfalls erfordert sie eine große Aufmerksamkeit bei unruhigen Pferden, welche sich sehr leicht in den Seilschlingen verwickeln können. Man kann sich aber nichts Imposanteres vorstellen als eine solche Reihe schöner, feuriger Araber- und Berberrosse, wenn sie beim Erscheinen eines ihnen fremden Gegenstandes mit gesträubten Mähnen und erhobenem Schweife sich bäumend und wüthend herumschlagend ihrer Fesseln zu entledigen trachten.

Wieder geht es von hier durch sehr ausgedehnte Gärten, welche das Wohngebäude des imbecillen Muley Mamon, Vetter des Sultans, in sich schließen, in einen unübersehbaren mit Mauern umgebenen Raum, wo sich ein Gestüte befindet, und

wo öfters Reitübungen vorgenommen werden, wozu auch einige Strauße frei herumlaufen, welchen die Reiter nachjagen. Endlich in einen ähnlichen Raum, wo die Leibgarden der Abi Bucharis und Ludajas in zahllosen Zelten wohnen, womit sich die Gebäude dieses großartigen Serails gegen Westen schließen.

Auf der ganzen Wanderung durch diese Räume, besonders aber auf der Terrasse um die Gärten und in diesen selbst genießt man die entzückendsten Fernsichten in die schöne Umgebung von Mequinez. Überall blicken die herrlichen Bergformen des Atlas im violetten Dufte schwimmend, die bewaldeten näheren Höhenzüge und die schönsten Gruppen von Palmen herein.

X.

Fez, die zweite Residenzstadt. Seine Lage. Bevölkerung. Industrie und sein Handel. Die Reise nach Marokko über Rabat und Salee. Marokko. Seine Lage. Bevölkerung. Klima. Der Handel mittelst Karavanen. Tafilet. Die Küstenstädte. Die Besitzungen der Spanier. Ceuta. Seine Lage. Eroberung Ceuta's durch die Spanier. Velez de Gomera und Alhucemas. Physiognomie der Küstenstädte. Arzilla. Larasch. Dessen Bazar. Rabat und Salee. Mogador. Dessen Lage, Handel und Befestigung.

Die zweite Residenzstadt des Reiches ist Fez. Sie liegt neun Wegstunden von Mequinez entfernt in einer von Gebirgen eingeschlossenen Ebene am Sbu, und soll über **30,000** Einwohner zählen. Keinem Christen wird erlaubt sie zu betreten, da sie für eine heilige Stadt gilt, und doch gewährte sie für den Reisenden das meiste Interesse, da sie der Sitz der wenigen Industrie von Marokko ist. Es gibt da Fabriken, wo man alle Gattungen von Haiks und Burnus, rothen und gelben Maroquin, rothe Wollmützen (Feß), Seidenzeuge, Töpferwaaren, Papier, Waffen und Rüstzeug und Schießpulver erzeugt. Einige solche

Fabriken, besonders jene des Leders sollen ziemlich lebhaft betrieben werden und über **1000** Arbeiter zählen, was in einem Lande, welches noch auf einer so niedern Stufe der Industrie steht, jedenfalls von Bedeutung zu nennen ist. Sehr schön sind mitunter die Teppiche, welche man in Fez verfertigt. Gewöhnlich sind sie von Sammt und mit Gold reich und geschmackvoll gestickt. Auch sehr hübsche Sitzpölster macht man, aus verschiedenfärbigen mit Gold gedruckten Lederstücken und das Gewebe der feineren Haiks und Burnus ist von ausnehmender Schönheit und Güte, besonders aber jenes der Letzteren aus Kamehlhaaren, welches so dicht ist, daß es bei der Dicke einer etwas starken Leinwand dem Regen längere Zeit widersteht.

Fez sendet seine Waaren theils im Lande umher, theils aber treibt es einen lebhaften Karavanenhandel mit südlich und östlich angrenzenden Ländern bis nach Tombuctu. Für den Seehandel eignen sich seine Producte natürlich gar nicht, da sie auf einer zu niedern Stufe der Vollkommenheit stehen und selbst das einst so berühmte Maroquinleder wird jetzt in Europa weit schöner und besser erzeugt. Was ließe sich aber in Marokko gewinnen, wenn die Industrie höher gestellt würde, bei diesem außerordentlichen Reichthum an Naturproducten, bei diesem herrlichen Klima, welches alle Erzeugnisse gemäßigter und warmer Zonen in sich vereint, und bei der höchst günstigen Lage dieses Landes, welches seine Nordseite an das Mittelmeer und die Westseite an den Ocean lehnt und eine Menge von Küstenorten besitzt, welche sich mit Häfen versehen ließen, während sie gegenwärtig nur schlechte, den Nordost- und Weststürmen ausgesetzte Rheden oder kaum den Namen verdienende Häfen besitzen.

Fez soll mit keinen Befestigungswerken umschlossen sein und auch eine viel kleinere Cassaba als jene zu Mequinez haben. Das erste will übrigens nicht viel sagen, da die Festungswerke der übrigen Städte und selbst jene an den Küsten nur von geringer Bedeutung sind, und unter den ersten Schüssen einer ordentlichen Artillerie zusammenstürzen müßten.

Die Hauptstraße von Mequinez nach der dritten Residenzstadt des Reiches, Marokko, oder vielmehr die Hauptrichtung, welche Reisende und Karavanen nach jener Stadt nehmen, von welcher das ganze Reich seinen Namen führt, geht zuerst gegen Westen bis Rabat oder Salee, von da längs der Küste des Oceans bis zur Stadt Azamor am Flusse Omirabih und dann wieder südöstlich durch die Provinz Esgueah bis Marokko. Bei den Straßen, welche überhaupt das Reich Marokko durchziehen, darf man sich aber nicht den Begriff machen, als hätte bei ihrer Anlegung die Kunst irgend etwas zu thun gehabt. Ihr Zug ist nur erkennbar, daß der Boden über Berg und Thal, durch Feld und Wald in ungeregelter Breite ausgetreten ist und Spuren von den Kamehlheerden und den Bivuaks der Karavanen und Reisenden zeigt. Von einer möglichst geraden Richtung ist gar keine Rede, obschon hier westlich von den Höhen des Atlas außer den Flüssen kein besonderes Hinderniß besteht und selbst diese den größten Theil des Jahres für keines zu zählen sind, da man sie überall sehr leicht durchwaten kann und Fuhrwerke in diesem Lande gar nicht bestehen, ausgenommen ein kleines in der Gabel durch ein Maulthier gezogenes Cabriolet des Sultans, welches er wahrscheinlich einst von irgend einer europäischen Macht zum Geschenke erhalten und nun bei feierlichen Aufzügen immer in seinem Gefolge figuriren läßt, zur großen Bewunderung seiner Völker.

Jeder Reisende macht sich in diesem Lande mit so geringer Cultur, so zu sagen seine Straße selbst und zieht rechts und links von dem bereits ausgetretenen Weg, wie es eben sein Geschmack oder andere Verhältnisse erheischen. Selbst jene durch die öftere Benützung bezeichneten Reiserichtungen sind oft sehr schwer zu erkennen, wenn einmal der Herbstregen die Vegetation hervorgerufen, welche mit der größten Schnelle jede durch die Sonnenhitze kahl gewordene Stelle bedeckt und vielleicht gerade dort am üppigsten erscheint, wo der Boden durch die darauf wandelnden Heerden von Lastthieren gedüngt wird.

Von Tanger bis Marokko zählt man selbst für einen schnellreitenden Boten **25** Tagreisen. Befindet sich also der Kaiser in dieser Residenz, so braucht jede Nachricht oder Anfrage zwischen diesen beiden Orten hin und zurück einen Zeitraum von **45—50** Tagen, vorausgesetzt, daß dem Boten kein Hinderniß in den Weg tritt, was bei dem Umstande, daß er Länderstrecken durchziehen muß, welche nur von halbwilden, raubsüchtigen Berberhorden bewohnt werden, nicht selten der Fall ist. Auf kleinere Distanzen werden auch oft solche Boten zu Fuß gesendet, und wenn man die Schnelligkeit betrachtet, mit welcher sie die ihnen vorgezeichnete Strecke durchschreiten, so muß man wirklich die Kraft ihrer Füße und die Ausdauer ihrer Lungen bewundern. —

Die Stadt Marokko liegt hart am Fuße des Atlas, an seinem höchsten Aufschwunge, in einer äußerst fruchtbaren mit reichen Dattelwäldern durchschnittenen Ebene. Sie soll **35,000** Einwohner zählen und von sehr großem Umfange sein. Die Cassaba ist von der Stadt getrennt und bildet zugleich ein festes Castell, welches einen großen Theil der Schätze des Sultans bewahrt.

Das Klima soll hier, trotz der südlichen Lage dieser Stadt, milde und äußerst gesund sein, was durch die Nähe des hohen Gebirges bewirkt wird, auf welchem man im Winter häufigen Schnee sieht. Selbst am Fuße desselben soll es dann oft so kalt werden, daß sich stehende Gewässer mit dünnen Eisrinden überziehen.

Marokko bietet mit seiner Umgebung ein sehr malerisches Bild, wie man aus den Zeichnungen der wenigen Reisenden sieht, welche bis jetzt bis in diese Stadt vorgedrungen sind. Der Atlas erhebt sich in riesigen kühnen Formen, schroff und felsig von düsteren Klüften durchfurcht, während seine niederen Vorberge die schönsten Wälder bedecken. Auf der Ebene aber, die sich gegen Südwest an seinem Fuße ausbreitet und von der üppigsten Vegetation bekleidet ist, liegt ganz majestätisch die häuserreiche Stadt mit den weitausgedehnten Mauern und Gebäuden

seiner Cassaba zwischen blühenden Gärten, an welche sich ungeheuere Dattelwälder anhängen.

Marokko ist der Hauptpunct des südlichen Handels. Hier sammeln sich die Karavanen aus allen Gegenden des Reiches und ziehen dann mit Tausenden von Kamehlen durch die Wüste Sahara in jene Länder, welche den Europäern größtentheils noch terra incognita sind, und von deren Schönheit, Fruchtbarkeit und reicher Bevölkerung die Marokkaner, welche diese Reise gemacht, nicht genug rühmen können.

Schon Tafilet (Tafflet) und der ganze ungeheure Landstrich im Süden des Atlas und daher der heißeste Theil von Marokko, weil ihn das hohe Gebirge vor den Nordwinden schützt, ist den Europäern gänzlich unbekannt und dürfte es wohl auch noch lange bleiben.

Außer den genannten Städten mag das Innere dieses großen Reiches nur sehr wenige unbedeutende haben, da sich die für das gesellschaftliche Zusammenleben allein eingenommenen Mauren größtentheils an der Meeresküste ansiedelten, wo ihnen der Handel und der Seeraub am meisten zu Gebote stand. Unter den Küstenstädten sind die vorzüglichsten Tetuan, Tanger, Arzilla, Larasch, Mahamora, Salee und Mogador und unter diesen wieder als Festungen und Handelsorte (natürlich im marokkanischen Sinne) die wichtigsten Tanger, Larasch und vorzüglich Mogador, welches mit den südlichsten, productenreichsten Provinzen in der nächsten Verbindung steht.

An der Nordküste besitzen die Spanier vier Puncte, welche sie mitunter nicht ohne bedeutende Opfer gegen die Marokkaner behaupteten, die schon manchen Angriff darauf machten. Diese Puncte sind von Westen nach Osten gezählt die Städte Ceuta, Peñon de Velez de Gomera, Peñon de Alhucemas und Melilla.

Ceuta (Seüta) liegt auf einer Landspitze, welche sich

vom Affengebirge (**Dschibbel Musa**) gegenüber von Gibraltar in die See hinausstreckt. Es hat bedeutende Befestigungen, aber einen schlechten Hafen, welcher den heftigen Nordostwinden sehr ausgesetzt ist. Die Stadt hat **8000** Einwohner und unter der spanischen Besatzung auch ein aus Mauren gebildetes Corps unter einem eigenen Anführer. Ihr Handel ist nur unbedeutend. Die Spanier verwahren hier viele Staatsgefangene.

Ceuta kam mit Tanger zugleich im **15**. Jahrhunderte in den Besitz der Portugiesen und später unter Philipp **II**. in jenen von Spanien, in welchem es auch bis jetzt verblieb. Sehr oft schon suchten es die Marokkaner in ihre Gewalt zu bekommen, was ihnen aber erst einmal im vorigen Jahrhunderte durch Verrath gelang, worauf es gleich wieder durch die Spanier zurückerobert wurde. Seine Lage, gegenüber von Gibraltar, macht es jedenfalls und besonders in dem gegenwärtigen Zeitpuncte sehr wichtig und würde seine Bedeutung noch gewiß erhöhen, wenn es im Besitze einer Seemacht wäre, obschon es in dieser Hinsicht Tanger weit nachsteht, welches den Eingang in die Meerenge bewacht und vielleicht einst noch mehr Wichtigkeit erlangen wird, als bisher Gibraltar hatte.

Velez de Gomera und Alhucemas sind sehr feste Felsennester auf Inseln, welche aber mit dem Festlande in Verbindung stehen. Nur Melilla ist eine Stadt von mehr Bedeutung, so wie auch ihre Festungswerke ausnehmend stark sein sollen.

Für Spanien hatten alle diese Besitzungen an der Nordküste der Berberei bis jetzt keine große Wichtigkeit, ja sie kosteten dem Staate immer mehr Geld, als sie bei dem geringen Handel, den sie treiben, hereinbrachten. Im Falle eines Krieges mit Marokko dürften sie aber doch eine Rolle spielen, denn es sind dann vier tüchtige Anhaltspuncte, unter deren Schutze man sich auf feindlichem Boden feststellen kann, ohne dabei nur einen Mann zu verlieren.

Die Küstenstädte der Marokkaner, und diese sind wie ge-

sagt, außer den drei Residenzstädten unter den bekannten Städten dieses Reiches die bedeutendsten, sehen so ziemlich eine wie die andere aus. Ein durch schlechte Mauern und Vertheidigungsthürme umgebener Haufe meist elender Häuser, aus deren Gewirre da und dort der verzierte Thurm einer Moschee hervorragt — auf einer Anhöhe eine stattlich aussehende, aber meist eben so baufällige Cassaba — winkliche, schmutzige Gassen — ein verwüsteter Hafen und rings um die Stadt ein üppiger Kranz blühender Gärten und mauriſcher Landhäuser: dies ist das Bild aller dieser Städte, wozu nur noch einige lebendige Staffage kommt. Wer Tanger sah, der mag sich alle übrigen Küstenstädte leicht vorstellen, nur daß die eine größer als die andere, oder bevölkerter, oder wohlerhaltener ist.

Nahe am spanischen Ceuta liegt die marokkanische Stadt Tetuan oder eigentlich Tetavan. Sie mag ungefähr **12—15,000** Einwohner zählen, hat aber eine Menge von Moscheen, welche ihr ein großartiges Ansehen geben. Sie ist mit Mauern und Thürmen versehen und hat eine auf einem steilen Hügel liegende befestigte Cassaba, deren Geschütze aber in demselben Zustande sind als jene zu Tanger. Eben so schlecht ist der Hafen, welcher nicht unmittelbar an der Stadt liegt und sich immer mehr versandet; dazu noch der Umstand, daß er dem Anfalle der Nordoststürme in ihrer ganzen Gewalt ausgesetzt ist, macht, daß ihn nur wenige Fischerbarken benützen.

Die Gegend um Tetuan ist sehr blühend und fruchtbar. Die nahen Berge und die See mildern die Hitze und letztere sendet auch genügende Feuchtigkeit ins Land, wodurch sich die Vegetation immer frisch erhält.

Früher waren hier die gegenwärtig in Tanger residirenden Consule, wurden aber in Folge verschiedener Mißhelligkeiten mit den fanatischen Bewohnern in oben genannte, viel unbedeutendere Stadt versetzt.

Arzilla liegt einige Meilen südlich von Tanger an der Küste des Oceans. Es ist eine kleine Stadt, welche eine sehr ge-

ringe Bevölkerung hat, und deren einst ziemlich feste Mauern beinahe gänzlich zerstört wurden. Ihr Kasbah war einst sehr schön, und bietet jetzt noch, in ihrem Verfalle, ein malerisches Bild. Arzilla wurde im Jahre **1829** durch ein österreichisches Geschwader beschossen und beinahe gänzlich zertrümmert.

Weiter südlich davon an der Mündung des Flusses Lucos ins atlantische Meer liegt Larasch (El Araisch), eine ziemlich befestigte Hafenstadt, welche im Jahre **1829** ebenfalls von den Österreichern beschossen wurde. Sie ist der Sitz eines Gouverneurs einer Provinz, welche denselben Namen führt. Der im Jahre **1830** gewesene Gouverneur Ben Lawad war der Erzieher des gegenwärtigen Thronfolgers Muley Abderrhaman, und somit ein sehr gefürchteter Mann.

Die Kasbah liegt auf einem ziemlich steilen Hügel ober der Stadt, ist aber mit dieser durch verschiedene Befestigungen verbunden und vertheidigt durch viele schlechte Geschütze den Eingang in den Hafen, welcher durch eine sandige Landzunge von der hohen See getrennt wird und eine ziemliche Sicherheit gewährt. Er wird daher auch von den Marokkanern als eine Art Arsenal benützt, in welchem sie ihre wenigen gebrechlichen Fahrzeuge aufbewahren. Auch geraubte Fahrzeuge wurden oft hierher geschleppt.

Larasch ließe sich immerhin recht gut vertheidigen, wenn die Befestigungen gehörig in Stand gesetzt und armirt würden, und wenn man trinkbares Wasser hereinzuleiten wüßte, woran besonders die Kasbah Mangel leidet. Die Portugiesen bauten aus dieser letzteren Ursache auch eine große Cisterne, welche aber durch die Indolenz der jetzigen Besitzer wieder gänzlich dem Verfalle preisgegeben wurde. Die **8000** Einwohner, welche die Stadt bevölkern, würden also trotz der mancherlei Verschanzungen und Vertheidigungsthürme einem ernstlichen Angriffe schwerlich lange Zeit Stand halten können.

Merkwürdig ist in Larasch noch der sehr geschmackvolle Bazar (Alkaissaria), welcher aber von den Portugiesen er-

baut wurde, die überhaupt in dem kurzen Zeitraume, der sie als Herren dieser marokkanischen Küstenstädte sah, zur Verschönerung und Befestigung derselben sehr viel thaten.

Unterhalb Larasch kommen nun Rabat oder Salee, am Ausfluß des Buragog. Die Stadt ist befestigt, hat in der Nähe ein starkes Fort und soll von den reinen, unvermischten Abkömmlingen der spanischen Mauren bewohnt werden. Ferner: Azamor und Mazagan am Ausflusse des Omirabih, dann Safi, Städte, welche von minderer Bedeutung sind, wenigstens es bis jetzt waren. Endlich aber Mogador (Suryat oder Suer), welches von Einigen als eine bedeutendere Handelsstadt bezeichnet wird, als selbst Tanger, obwohl aus dessen Hafen die großen Transporte von Schlachtvieh nach Gibraltar gesendet werden.

Mogador hat ungefähr **20,000** Einwohner, welche durchaus Handelsleute sind. Es kommen hierher viele Karavanen aus dem Süden des Reiches und von jenseits der Wüste, welche ihre rohen Producte bringen, um sie gegen Kleider, Waffen und allerlei andere Fabrikate umzutauschen. Die Stadt ist daher wohlhabend, was sich selbst in ihrer Bauart zeigt, welche regelmäßiger und hübscher ist als bei anderen marokkanischen Städten. Sie liegt in einer bevölkerten Gegend. Man zählt in der Provinz, in welcher sie liegt, noch drei andere größere Städte, und eine Menge anderer bewohnter Örter, ungezählt die zahlreichen Thuars.

Mogador ist ziemlich stark befestigt, was man nämlich in diesem Reiche Befestigung nennt. Eine große Zahl von Geschützen vertheidigt die Einfahrt in den Hafen, welcher übrigens durch die Nachlässigkeit der Mauren eben so der Versandung preisgegeben ist, als jener zu Tanger und Larasch.

Inhalt.

Seite

I. Anblick der Meerenge von Gibraltar. Die Mauren einst und jetzt. Reste maurischer Größe in den Barbaresken. Marokko's Beschaffenheit. Europa's Recht auf die Civilisation der Raubstaaten 1

II. Geographische Lage von Marokko. Gebirge. Ströme. Geologische Verhältnisse. Klima. Vegetation. Die wichtigsten Baumgattungen. Das Thierreich. Näheres über das Chamäleon 8

III. Die Bewohner. Die Mauren. Ihr Herkommen. Physiognomie und Charakter derselben. Ihre Tracht. Die mauciſchen Frauen. Die Berbern. Ihre Industrie. Ihre Sitten. Politische Zustände derselben. Der Krieg mit den Berbern und Mittel zu ihrer Zügelung. Physiologische Beschaffenheit. Tracht. Sprache. Die Weiber der Berbern. Die Araber. Ihr Herkommen. Ihre politische Verfassung. Beschäftigung und Charakter derselben. Ihre physiologische Beschaffenheit und Tracht. Die Frauen der Araber. Die Juden. Ihre Herkunft. Socialer Zustand. Sitten und Kleidung. Ihre Weiber. Ihre Stellung gegen die Eingebornen und gegen die Europäer. Neger. Renegaten 21

IV. Religion. Frömmigkeit der Mauren. Ihre Moscheen. Die Marabuts. Die Heiligen. Die eigentlichen Heiligen oder Santons. Ihre Wohnungen, Asyle für Verbrecher. Ihre Grabmäler. Die Gaukler. Zustand der Frauen. Die Bräute. Trauungs-Feierlichkeiten. Ehescheidung. Rechtspflege. Beamte. Steuereintreibung. Die Talobs (Rechtsgelehrten). Gerichtspflege bei den Nomaden 41

V. Das Heerwesen. Regelmäßige Truppen. Das Gros des Heeres. Seine Bewaffnung und Disciplin. Kampfweiſe. Volks-

Seite

zählung. Rekrutirung. Das Aufgebot. Seine Disciplin. Die Reiterei. Ihre Kleidung und Waffen. Waffenspiele und Fechtart. Der Yatagan. Zäumung der Pferde und Kampfweise. Das Pulverspiel (melabd el baro). Die Leibwache. Die Artillerie. Das Befestigungswesen. Die Marine 57

VI. Geschichte des Landes. Die Eintheilung unter den Römern. Das Christenthum und sein Verfall. Wiedereroberung durch die Ureinwohner. Kriege zwischen denselben. Das Maurenreich in Spanien. Ihre Rückkehr. Entstehung der Raubstaaten. Die Dynastie des Mula Mehemed. Muley Mohamed. Muley Arschid. Muley Ismael. Muley Achmed Deby. Muley Abdallah. Sidy Mohamed. Muley Soliman. Muley Abderrhaman ben Hischam, der jetzt regierende Sultan. Sein Character. Sein Äußeres. Die Residenz. Der Harem. Der Thronerbe. Der erste Minister. Sidy Ben Drys 71

VII. Tanger. Seine Lage. Der Hafen. Die Meeresströmung. Anblick von Tanger. Die Befestigung und Bewaffnung. Der Handel Tangers. Die Bevölkerung. Beschreibung des Inneren der Stadt. Bauart und Einrichtung der Häuser. Lebensweise der Einwohner. Die Juden in Tanger. Ihre Wichtigkeit für Einheimische und Fremde. Die Moschee. Der Markt (Socco). Der Friedhof. Die Cassaba. Aussicht von der Citadelle. Die Küste. Die Ruinen von Alt-Tanger. Das Cap Spartél 80

VIII. Die Reise von Tanger nach Mequinez. Die Quellen an der Straße. Das Innere des Landes. Flüsse. Die Stadt Alkassar. Der District des Tribus al Garb. Die Provinz Uladensir. Die wilden Horden und ihr Benehmen gegen Europäer. Die Reise durchs Gebirge. Die Stadt Sarhaun. Die Ruinen einer römischen Stadt. Inschriften. Die letzte Wegstrecke bis Mequinez 109

IX. Mequinez. Seine Lage und Befestigung. Die Thalschlucht des Misley. Das Innere der Stadt. Die Moscheen. Die Bettler. Die Alkaissaria (der Bazar) und ihre Producte. Der Markt für den Handel im Großen. Der Sclavenmarkt. Die Judenstadt. Ihre Bauart. Ihre Bewohner. Deren Tracht. Erpressungen der Marokkaner gegen die Juden. Die Parteien im Lande. Die Cassaba Ihre Einrichtung. Der Harem. Die Schätze des Sultans. Sein Marstall 119

Seite

X. Fez, die zweite Residenzstadt. Seine Lage, Bevölkerung, Industrie und sein Handel. Die Reise nach Marokko über Rabat und Salee. Marokko. Seine Lage. Bevölkerung. Klima. Der Handel mittelst Karavanen. Tafilet. Die Küstenstädte. Die Besitzungen der Spanier. Ceuta. Seine Lage. Eroberung Ceuta's durch die Spanier. Velez de Gomera und Alhucemas. Physiognomie der Küstenstädte. Arzilla. Larasch. Dessen Bazar. Rabat und Salee. Mogador. Dessen Lage, Handel und Befestigung 137

BOSTON UNIVERSITY
1 1719 01980 4774

t.no

BOSTON UNIVERSITY
LIBRARIES
Not to be taken from this room